

1

Schriften der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

# GEISTESWISSENSCHAFTEN IM PROFIL

Reden zum Dies Academicus aus den Jahren 2000–2007

HERAUSGEGEBEN VON GODEHARD RUPPERT



UNIVERSITY  
OF  
BAMBERG  
PRESS



Der erste Band der neuen Schriftenreihe der Universitätsleitung der Universität Bamberg bietet den Text von fünf Festvorträgen, die Professoren der Otto-Friedrich-Universität Bamberg in den Jahren 2000 bis 2007 anlässlich des Dies Academicus ihrer Hochschule gehalten haben. Exemplarisch zeigen sie die Vielfalt, die interdisziplinäre Ausrichtung und den Beitrag der Geistes- und Kulturwissenschaften zur Profilbildung der Universität Bamberg:

**Rolf Bergmann:** Das doppelte Deutsch. Europäischer und deutscher Wortschatz;

**Friedhelm Marx:** Streitfälle. Literatur und Literaturwissenschaft der Gegenwart;

**Klaus van Eickels:** Ehe und Familie im Mittelalter;

**Bert G. Fragner:** Kulturkontakt und Kulturtransfer entlang der Seidenstraße. Ein Langzeitphänomen der eurasischen Geschichte;

**Wilfried Krings:** Der gedeckte Platz am Katzentisch. Ansichten über die Geographie.

ISSN 1866-8909

ISBN 978-3-923507-35-1

10,- €

Schriften der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Band 1

Schriften der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

hrsg. von der  
Universitätsleitung der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Band 1



University of Bamberg Press

2008

# Geisteswissenschaften im Profil

Reden zum Dies Academicus

hrsg. von  
Godehard Ruppert



University of Bamberg Press

2008

## Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Weiterverbreitung in digitaler Form, die Vervielfältigung von Auszügen und Zitate sind unter Angabe der Quelle gestattet. Übersetzung oder Nachdruck des gesamten Werkes oder vollständiger Beiträge daraus werden mit der Auflage genehmigt, der Universitätsbibliothek der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, D-96045 Bamberg, ein Exemplar der Publikation kostenlos zu überlassen.

Bitte schonen Sie Bibliotheksexemplare und verzichten Sie auf die Anfertigung von Kopien. Laden Sie stattdessen die PDF-Datei auf Ihren Computer und drucken Sie die Seiten aus, von denen Sie Kopien benötigen. Die vollständigen bibliographischen Angaben sind am Ende jedes Beitrags eingefügt.

Herstellung und Druck: digital print, Erlangen

Einbandgestaltung: André Wirsing, Stefan Bießenecker

Abbildung: Ansicht der Aula der Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Dominikanerbau, Photographie: Gerhard Hagen

© University of Bamberg Press Bamberg 2008

<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN 1866-8909

ISBN 978-3-923507-35-1 (Druckausgabe)

urn: urn:nbn:de:bvb:473-opus-1465

# Inhalt

*Godehard Ruppert*

Vorwort ..... 9

*Rolf Bergmann*

Das doppelte Deutsch.

Europäischer und deutscher Wortschatz ..... 15

*Friedhelm Marx*

Streitfälle.

Literatur und Literaturwissenschaft der Gegenwart ..... 33

*Klaus van Eickels*

Ehe und Familie im Mittelalter ..... 43

*Bert G. Fragner*

Kulturkontakt und Kulturtransfer entlang der Seidenstraße.

Ein Langzeitphänomen der eurasischen Geschichte ..... 67

*Wilfried Krings*

Der gedeckte Platz am Katzentisch.

Ansichten über die Geographie ..... 85



# Vorwort

Der vorliegende Band bietet den Text von fünf Festvorträgen, die Professoren der Otto-Friedrich-Universität Bamberg beim Dies Academicus gehalten haben. Gemeinsam ist ihnen nicht nur der Anlass der Reden, sondern auch das Anliegen, mit dem Thema zugleich die Einbindung ihrer jeweiligen geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer in die Universität aufzuzeigen.

Die Änderungen in der hochschulpolitischen Landschaft Deutschlands, die sich in den letzten Jahren vollzogen haben, sind unübersehbar. Neben großen Strukturveränderungen haben die Universitäten insbesondere einen Prozess der Profilschärfung im Fächerangebot durchgestanden, der sie vor große Herausforderungen gestellt hat. Zu den unerfreulichen Begleiterscheinungen dieser Prozesse gehört, dass der Wettbewerbsgedanke mitunter in einer untauglichen Form eingefordert wird: Die Universitäten können nicht unterschiedslos einem freien, ungezügelter Wettbewerb ausgesetzt werden. Der wirtschaftswissenschaftliche und wirtschaftspolitische Begriff ist nur bedingt geeignet, den Differenzen der Wissenschaftsdisziplinen und der Differenzierung von Universitäten gerecht zu werden. Allein der Gedanke, Qualität in Relation zum Preis setzen zu wollen, kann verheerende Wirkungen bringen, insbesondere dann, wenn als Preisindex der vermeintliche wirtschaftliche oder gesellschaftliche Nutzen beziffert werden soll. Es macht den Erfolg und den Charme des Bildungssystems aus, nicht nachzurechnen, wie groß etwa der volkswirtschaftliche Nutzen der Arabistik, der islamischen Kunstgeschichte oder der slavischen Philologie ist. Ein Wettbewerb um die fähigsten Köpfe kann allerdings sehr spannend werden, es kommt dabei aber entscheidend auf die Start- und Rahmenbedingungen an. Universitäten benötigen dazu ein hohes Maß an Freiheit und Autonomie. Ferner darf man nicht einseitig auf Größe setzen und Exzellenz über Mengenfaktoren definieren. Der Hinweis auf gewachsene Fächerstrukturen und -kulturen ist nicht grundsätzlich ein defensiv konservatives Moment, ein Ignorieren steht in der Gefahr Identitäten zu zerstören.

Die Otto-Friedrich-Universität Bamberg hat wesentlich Geisteswissenschaften im Profil und damit auch relativ viele sogenannte „kleine Fächer“. Das ist eine Folge der Gründungs- und Wiedergründungsgeschichte, denn Bamberg ist eine der ältesten und zugleich die jüngste Universität in Bayern und steht daher im aktuellen

Prozess hochschulpolitischer Veränderungen in einer besonderen Weise da. Diese Besonderheiten spiegeln sich im Selbstverständnis der Universität und damit auch in den Situationen, in denen man sich dieses Selbstverständnisses vergewissert.

Die Otto-Friedrich-Universität Bamberg begeht jährlich im November den Dies Academicus und trägt damit dem historischen Datum ihrer Gründung Rechnung: Am 14. November 1647 stellte der damalige Fürstbischof Melchior Otto Voit von Salzburg die Stiftungsurkunde für eine akademische Lehranstalt aus, die sich in der Folge bis zu einer Volluniversität mit den vier klassischen Fakultäten Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaften und Medizin entwickelte. Nach dem Einschnitt, den die neue Landesherrschaft Bayern 1803 vornahm, kam es erst in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zur Wiedergründung der Universität mit einer Schwerpunktsetzung in den Geistes- und Kulturwissenschaften. Es bedurfte einiger politischer Auseinandersetzungen, um dieses Fächerspektrum um die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und jüngst um Disziplinen der Angewandten Informatik zu erweitern.

Nicht zuletzt als enorme Kostenfaktoren sind die Universitäten in einen öffentlichen Druck gekommen, weil man ihnen heute unbefangene die Frage stellt: Sind sie ihr Geld wert? Der Gegenwind wird so schnell schärfer und in der öffentlichen wie veröffentlichten Meinung scheint die deutsche Universität heute in einer Misere zu stecken. Ob das nun stimmt oder ob die eigentliche Misere vielmehr in der Rede von der Misere besteht, in beiden Fällen bringen uns weder Klagen, noch erst recht Schuldzuweisungen weiter, sondern nur neue Formen der Kooperation und öffentlichen Präsentation. Hier müssen kleine Universitäten wie kleine Fächer neue Wege gehen.

Besonders die Wissenschaftsdisziplinen der Geistes-, Kultur-, und Sozialwissenschaften haben zurzeit ein hartes Brot zu beißen. Im Vergleich zu Natur- und Technikwissenschaften, aber auch zu den Wirtschaftswissenschaften fehlt es ihnen an einer ebenso großen und überzeugenden gesellschaftlich kommunizierten Einsicht in ihren Sinn und Nutzen.

Wenn die staatlichen Mittel nicht mehr wie gewohnt fließen, müssen die Ressourcen von den Universitäten selber akquiriert werden. Das geschieht nicht nur über Drittmittel, in deren Einwerbung Geisteswissenschaften und kleine Fächer wesentlich erfolgreicher sind, als allgemein angenommen, sondern auch in neuen Formen der Vermarktung des Wissens, wie auch gegebenenfalls durch die Aufgabe von Fächern und Studiengängen zur Stärkung der Stärken, nicht der Größen. Den

Weg zu gehen, geisteswissenschaftliche und insbesondere kleine Fächer zu anneklieren, mag dabei zwar bequemer sein, trägt aber weniger zur Profilierung bei und macht die Universitäten damit auch gesichtsloser. Gerade für kleine Universitäten ist dieser Weg sicher nicht der Königsweg, eher schon der Holzweg, der sich gegen die breit angelegten Rennstrecken der Massenstudienfächer an großen Universitäten als wenig attraktiv erweisen wird. Auch hier gilt wie im richtigen Leben: Die dicken Klunker sind relativ uninteressant, ein Juwel ist klein und brilliant geschliffen.

Stellen wir uns dem akademischen Wettbewerb zwischen den Universitäten, kann und wird das nicht funktionieren, wenn wir als kleine oder mittelgroße Universität im Verhältnis zu den großen Universitäten in der Rolle des Tante-Emma-Ladens gegen die ALDI-Kette antreten; das Ergebnis kennen wir bereits. Ganz anders sieht es aus, wenn wir uns konzentrieren auf das, was die Branchenriesen nicht können, d.h. nicht ALDI im Kleinen, sondern den Feinkostladen für unsere Kunden zu bieten, mit individueller Bedienung und Spitzenprodukten statt des Herumirrens im Angebot der Massenware. Um das zu erreichen, bedarf es ein wenig Zeit, fein abgestimmter Entwicklungsperspektiven und angemessener Finanzausstattung.

Dass Wissenschaft Sinn macht und Sinn stiftet in der Gesellschaft, auch wenn er nicht immer und auf den ersten Blick und für jede und jeden erkennbar ist, muss in die Köpfe der Menschen, sonst bleiben wir ausschließlich eine kostspielige Einrichtung. Wenn Universitäten nur als Ausbildungsstätten wahrgenommen werden, haben wir unsere Aufgaben nicht erfüllt. Wir müssen ins öffentliche Bewusstsein die Idee der Universität hineinragen: was Universität sein soll. Hier haben wir ein Problem. Wir wissen, dass wir erheblich besser und gesellschaftlich wertvoller sind als unser Ruf. Daran müssen wir arbeiten. Für die interessierte Öffentlichkeit suchen wir die Relevanz unserer Fächer und Forschungsansätze daher auch an den Tagen der Selbstvergewisserung zur Sprache zu bringen, beispielsweise in den Festvorträgen beim jährlichen Dies Academicus. Um diesen Kreis der interessierten Öffentlichkeit zu erweitern, legen wir hier fünf Reden der letzten Jahre vor, weil sie das Profildfeld der Bamberger Geistes- und Kulturwissenschaften sehr gut verdeutlichen:

Für die Fachgruppe der *Germanistik* haben der Sprachwissenschaftler *Rolf Bergmann* und der Literaturwissenschaftler *Friedhelm Marx* besondere Akzente zum Anlass für ihre Reden genommen. Rolf Bergmann zeigt die grundsätzliche Bedeutung sprachwissenschaftlicher Phänomene auf, die sich aus der Tatsache ergibt,

dass eine Sprache lebt und sich weiterentwickelt – in Zeiten eines erhöhten internationalen Austausches gerade auch durch die Übernahme von Anteilen aus den Sprachen unserer europäischen Nachbarn. Friedhelm Marx geht aus von Streitfällen in Literatur und Literaturwissenschaft, um auch darauf zu verweisen, dass eine wissenschaftliche Debatte darüber fehlgeleitet wäre, wenn das Gespräch mit den Literaten ausgeblendet würde; genau darum aber bemühen sich die Bamberger Literaturwissenschaftler seit Jahren mit großem Erfolg, nicht zuletzt zu Gunsten unserer Studierenden.

Für die Fachgruppe der *Geschichtswissenschaften* hat der Mediävist *Klaus van Eickels* die für manche scheinbar erledigte Auseinandersetzung um das mittelalterliche Verständnis von Ehe und Familie aufgegriffen, um damit eine doppelte Aktualität aufzuzeigen: Historische Fragestellungen haben erstens häufig eine erstaunliche Brücke und Nähe zu aktuellen Fragestellungen und Problemen, zweitens können selbst als ausgesaugt geltende Zitronen wissenschaftlicher Fragestellungen aktuell neue Ergebnisse bringen.

Für die Fachgruppe der *Orientalistik* hat der Iranist *Bert Fragner* die Zuhörer auf eine mitunter kulinarisch orientierte Reise entlang der Seidenstraße mitgenommen, um aufzuzeigen, wie sich Kulturtransfer in der eurasiatischen Geschichte vollzogen hat, und damit indirekt leitenden Impulsen kulturwissenschaftlicher Analyse nachzugehen.

Für die Fachgruppe der *Geographie* hat *Wilfried Krings* die Besonderheit der Bamberger Geographie in doppelter Weise aufgegriffen. Als Vertreter der Historischen Geographie verweist er auf die historische Entwicklung der Wissenschaftsdisziplin in der Verbindung von Staats- und Naturwissenschaften sowie auf die Besonderheiten der Historischen Geographie, da Bamberg damit ohnehin eine Rarität besitzt; der Ortsbezug auf Bamberg und Franken liegt bei einem Geographen ohnehin nahe, entsprechend kommt der Autor ihm nach.

Zu danken ist den Autoren, dass sie bereit waren, beim Dies Academicus Reden zu übernehmen, die exemplarisch auf ihr Fach und dessen Arbeitsansätze in Bamberg aufmerksam gemacht haben, ferner, dass sie nun auch den Text für eine breitere Öffentlichkeit und zum Nachlesen zur Verfügung gestellt haben. Zu danken ist ebenfalls den Kräften am Lehrstuhl von Klaus van Eickels, die für die Einrichtung der Texte zum Druck gesorgt haben, insbesondere Stefan Bießenecker und Benedikt Vornberger.

Als Präsident der Otto-Friedrich-Universität Bamberg freue ich mich, dass wir allen, die angeregt haben, die Reden nachlesen zu können, diesen Band überreichen können. Zugleich hoffe ich über diejenigen, die der Universität nahestehen, hinaus auch andere zu erreichen, denen wir uns und unsere spezifischen Arbeitsansätze in Bamberg gern nahebringen möchten.

Bamberg, im Februar 2008

Godehard Ruppert



ROLF BERGMANN

# Das doppelte Deutsch

## Europäischer und deutscher Wortschatz

**Rede gehalten zum Dies Academicus  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 10. November 2003**

Mit dem Titel des Vortrags „Das doppelte Deutsch. Europäischer und deutscher Wortschatz“ möchte ich Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, einladen, den Wortschatz der deutschen Gegenwartssprache unter verschiedenen Aspekten seiner Form und seiner Bedeutung zu betrachten. Ich möchte Ihnen damit sprachliche Phänomene von grundsätzlicher Bedeutung bewusst machen und Sie zugleich zum Nachdenken über einige Konsequenzen aus den Befunden anregen. Die Beobachtungen an unserem Wortschatz und die möglichen Schlussfolgerungen präsentiere ich Ihnen unter weitgehendem Verzicht auf sprachwissenschaftliche Terminologie in zehn knapp gehaltenen Abschnitten.

### **1. Sprechen über Wortschatz: Der Fremdwortbegriff**

In unserer Alltagssprache verfügen wir über zahlreiche Zusammensetzungen mit dem Grundwort *-wort*, um über die Sprache insgesamt und über den Wortschatz im besonderen zu sprechen. Wenn wir das Wort *Wort* in der Bedeutung ‚Äußerung, kurzer Text‘ verwenden, benutzen wir die Pluralform *Worte* und unterscheiden im Einzelnen mit Hilfe von Zusammensetzungen beispielsweise *Vorwort* und *Nachwort*, *Sprichwort*, *Schlusswort*, *letzte Worte* usw.

Wenn wir das Wort *Wort* in der Bedeutung ‚Einzelwort‘ verwenden, benutzen wir die Pluralform *Wörter* und unterscheiden im Einzelnen mit Zusammensetzungen

gen beispielsweise die Wortarten wie *Eigenschaftswort*, *Zeitwort* usw., sprechen aber auch von *Modewörtern*, *Schlagwörtern*, *Schimpfwörtern* und vor allem auch von *Fremdwörtern*. Bei maschineller Suche in gegenwartssprachlichen Textkorpora findet man tausende von Vorkommen des Ausdrucks *Fremdwort*, und man findet auch ganz typische, häufig vorkommende Wortverbindungen wie etwa diejenige mit Sprachbezeichnungen: *lateinisches, griechisches, englisches Fremdwort*. Oft stehen in der Umgebung von *Fremdwort* Wörter wie *Eindeutschung*, *ingedeutscht*, *Verdeutschung*. Es gibt auch nicht selten Verbindungen wie *exotisches Fremdwort*, *überflüssiges Fremdwort*, *unbekanntes Fremdwort*. Von Texten heißt es, sie seien *mit Fremdwörtern durchsetzt* oder (besonders beliebt als Ausdruck) *gespickt*. Als typisch erscheinen in gegenwartssprachlichen Texten auch Verwendungen wie *falsch verstandene Fremdwörter*, *falsch ausgesprochene Fremdwörter*, *falsch gebrauchte Fremdwörter*. Und oft heißt es auch, *etwas sei für jemanden ein beziehungsweise auch kein Fremdwort*.

Fremdwörter sind aus einer fremden Sprache in die eigene Sprache übernommene Wörter. Diese Definition geht von der historisch fassbaren Herkunft der Wörter aus und ist in dieser ersten Form viel zu ungenau. Denn unser heutiger deutscher Wortschatz umfasst zahlreiche aus fremden Sprachen übernommene Wörter, die gleichwohl niemand als Fremdwörter bezeichnen würde, so zum Beispiel das aus dem Englischen stammende Wort *Streik*, die aus dem Französischen stammenden Wörter *Onkel* und *Tante* und die bereits in der germanischen Vorstufe des Deutschen aus dem Lateinischen übernommenen Wörter *Mauer*, *Fenster*, *Küche*, *Keller*, *Pfeiler*, *Pfosten* usw. Diese Wörter stammen zwar aus fremden Sprachen, sie haben aber alle Merkmale der Fremdheit verloren, sind so sehr ins Deutsche integriert, dass niemand ihnen ihren fremden Ursprung mehr ansieht. Für solche Wörter wird der Terminus Lehnwort verwendet. Die nicht aus fremden Sprachen stammenden Wörter, die aus den jeweiligen Vorstufen der eigenen Sprache übernommen sind, heißen in dieser Terminologie Erbwörter. Fremdwörter sind dann diejenigen aus anderen Sprachen übernommenen Wörter, die noch nicht oder nicht ganz integriert sind, also noch Merkmale der Fremdheit zeigen. Stellen wir dem Begriff fremd als Gegenbegriff heimisch gegenüber, so ergibt sich erstmals eine Zweiteilung des deutschen Wortschatzes in heimische und fremde Wörter; heimische Wörter wären dann die Erbwörter und natürlich auch die Lehnwörter, nämlich als vollständig integrierte und insofern heimisch gewordene Wörter aus anderen

Sprachen; fremd hingegen sind die aus fremden Sprachen stammenden und auch Merkmale der Fremdheit zeigenden Wörter.

## 2. Merkmale der Fremdheit

Fremdheitsmerkmale kann man emotional empfinden, auch an Wörtern. Aufgabe der Sprachwissenschaft ist es, derartige subjektive Eindrücke zu objektivieren, Kriterien zu benennen, gegebenenfalls Grade von Fremdheit zu klassifizieren. Dafür sind die verschiedenen Ebenen der Sprache zu unterscheiden: Auf der Ebene des Wortes begegnen besonders in der Pluralbildung der Substantive fremde Formen, zum Beispiel ein griechischer Plural *Kommata* zu *Komma*, ein italienischer Plural *Soli* zu *Solo* usw. Diese Beispiele zeigen gleichzeitig, dass hier auch integrierte deutsche Pluralformen vorkommen, nämlich *die Kommas*, *die Solos*. Integration zeigen diese Beispiele übrigens auch in der Schreibung mit großem Anfangsbuchstaben und *das Solo* auch in der Veränderung des grammatischen Geschlechts. Das ist übrigens bei aus dem Englischen übernommenen Substantiven durchgehend der Fall: Sie erhalten im Deutschen ein grammatisches Geschlecht: *der Boom*, *der Freak*, *die Show*, *das Happening*.

Diese Beispiele können zugleich auch auf Fremdmerkmale auf der Ebene der Lautung und der Schreibung führen. Ein Wort wie *Show* enthält mit dem Diphthong *ou* einen dem Deutschen jedenfalls in der Standardsprache fremden Laut. Französische Fremdwörter enthalten häufig Nasalvokale, die die deutsche Aussprache nicht kennt: *Engagement*, *Salon*. In anderen Fällen treten fremde Beziehungen der Buchstaben auf die Laute auf, wie beispielsweise in *der Boom* mit Doppel-*o*-Schreibung für den Laut *u*, *der Freak* mit *-ea*-Schreibung für den Laut *i*, *Happening* mit *a*-Schreibung für den Laut *ä*, *Show* mit *sh*-Schreibung anstelle von *sch*- usw.

Bei näherer Betrachtung wird aber auch deutlich, dass ungeachtet aller noch gegebenen Fremdheit überall die Integration am Werk ist: Auf Großschreibung der Substantive, Geschlechtszuweisung und Pluralbildung wurde schon hingewiesen. Französische Nasalvokale werden vielfach durch deutsches *ng* ersetzt: *Angajemang*, *Salong*; englisches *r* wie in *Freak* durch deutsches *r* usw.

Bei allen Fremdwörtern setzt somit im Gebrauch sogleich der Prozess der Integration ein. Neben den Fremdheitsmerkmalen müssen also auch die Wirkungen der Integration gesehen werden. In der Praxis kann es dann schwierig werden, eine

klare Grenze zwischen noch fremd und schon integriert zu ziehen und das Wort demgemäß noch als Fremdwort oder schon als Lehnwort zu klassifizieren.

Vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen soll nun ein bisher in den Beispielen ausgesparter Bereich des deutschen Fremdwortschatzes näher betrachtet werden. Was ist eigentlich sprachlich fremd an Wörtern wie *Import – Export, subjektiv – objektiv, theoretisch – praktisch, implizit – explizit, sozial – asozial, an Reproduktion, Reprographie, an stabil, Stabilität, stabilisieren, Stabilisator*? Alle diese Wörter stehen aber im Großen Fremdwörterbuch aus dem Duden-Verlag. Der Hinweis, dass diese Wörter aus dem Griechischen und Lateinischen stammen, den die Wörterbücher natürlich geben, besagt nach unseren bisherigen Überlegungen aber nicht notwendigerweise, dass es sich um Fremdwörter handelt. Wörter wie *Mauer, Fenster* usw. stammen auch aus dem Lateinischen und sind dennoch keine Fremdwörter mehr. Was sind also die Fremdheitsmerkmale der Fremdwörter *Import – Export, subjektiv – objektiv* usw.? Dem deutschen Lautsystem fremde Laute enthalten sie nicht. Fremd ist allerdings die Endbetonung vieler Wörter, der Adjektive auf *-iv* wie *objektiv*, der Substantive auf *-ität* wie *Stabilität*. Auch in der Schreibung zeigt dieser Wortschatz gewisse Besonderheiten, etwa *th* für den Laut *t* wie in *theoretisch*, *ph* für den Laut *f* wie in *Reprographie*.

Auffällig ist bei diesem Teil unseres Wortschatzes nun, dass er in sehr ähnlicher Gestalt auch in anderen europäischen Sprachen, aus deutscher Sicht also in Fremdsprachen, vorkommt, was auch seine traditionelle Zuordnung zum Fremdwortschatz gestützt haben mag. Ich gebe vorerst einige wenige Beispiele: dt. *theoretisch – praktisch*, engl. *theoretical – practical*, nl. *theoretisch – praktisch*, frz. *théorique – pratique*; dt. *Stabilität*, engl. *stability*, nl. *stabiliteit*, frz. *stabilité*. Dieser Teil des deutschen Fremdwortschatzes gehört demnach zu den sogenannten Europäismen.

### 3. Europäismen und Internationalismen

Ein großer Teil des traditionell als Fremdwortschatz bezeichneten Wortschatzes tritt in gleich näher zu betrachtender ähnlicher Form auch in anderen europäischen Sprachen auf. Von diesen Europäismen sind die Internationalismen zu trennen (um die es hier nicht geht). Internationalismen nennt man die aufgrund besonderer kultur- und wortgeschichtlicher Zusammenhänge tatsächlich weltweit verbreiteten Wörter wie zum Beispiel *Schokolade*, das so und ähnlich nicht nur in den europä-

ischen Sprachen sondern auch im Arabischen, Japanischen, Suaheli usw. vorkommt. Hier geht es vielmehr um die gemeinsamen Teile der Wortschätze der in Europa beheimateten germanischen, romanischen, slavischen und anderen Sprachen, für die hier der Terminus Europäismen vorgezogen wird. Wegen der außereuropäischen Verbreitung einiger europäischer Sprachen, vor allem des Englischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen und Russischen, ist der Terminus nicht unproblematisch; wichtig ist, dass er in historischem Sinne verstanden wird. Einige wenige Beispiele sollen das Phänomen Europäismus veranschaulichen.

Dt. *Absolutismus* entspricht engl. *absolutisme*, nl. *absolutisme*, dän. *absolutisme*, frz. *absolutisme*, it. *assolutismo*, sp. *absolutismo*, port. *absolutismo*, poln. *absolutyzm*, russ. *absolutizm* (dies freilich eigentlich in einem anderen Alphabet geschrieben).

Dt. *Amnestie* entspricht engl. *amnesty*, nl. *amnestie*, dän. *amnesti*, frz. *amnistie*, it. *amnestia*, sp. *amnistía*, port. *amnistia*, poln. *amnestia*, russ. *amnistija*.

Dt. *Kathedrale* entspricht engl. *cathedral*, nl. *kathedraal*, frz. *cathédrale*, sp. *atedral* usw.

Dt. *Dokument* entspricht engl. *document*, frz. *document*, it., sp. *documento*, poln. *dokument* usw.

An diesen ganz wenigen Beispielen aus einer sehr großen Zahl von Wörtern wird bereits der historische Zusammenhang erkennbar, der nach meiner Ansicht den Terminus Europäismen noch besonders legitimiert. Diese Wörter beziehungsweise ihre Bestandteile stammen aus dem Altgriechischen und aus dem Lateinischen. Diese beiden Quellsprachen des europäischen Wortschatzes vermitteln historisch die antiken Grundlagen der europäischen Kultur, der wir beispielsweise Begriff und Wort *Demokratie*, Begriff und Wort *Republik* verdanken. Altgriechisch und Lateinisch wurden aber seit dem Beginn der Neuzeit mit dem Humanismus nochmals und in wohl noch größerem Umfang Quellsprachen der modernen wissenschaftlichen Terminologien. Auch heute noch werden immer wieder neue Phänomene und Begriffe mit neu gebildeten, oft auch griechisch-lateinischen Mischbildungen benannt wie zum Beispiel *Videothek* (lat.-griech.), *bioaktiv* (griech.-lat.).

#### 4. Das Aussehen der Europäismen

Es wird hier ganz bewusst vom Aussehen der Europäismen gesprochen, und die Feststellung ihres sehr ähnlichen oder gar gleichen Aussehens ist ganz konkret

gemeint. Wir gehen somit von der sprachlichen Ausdrucksseite aus. Dass die Übereinstimmung der europäischen Sprachen tatsächlich viel weiter geht und auch rein inhaltsseitig auftritt, sei hier nur mit einem Beispiel angedeutet: Sache und Begriff *Eiserner Vorhang*, im Theater wie im Kalten Krieg, werden in den europäischen Sprachen mit ganz verschiedenen Ausdrücken benannt, die aber doch immer dieselbe Struktur aufweisen, nämlich ein Substantiv in der Bedeutung 'Vorhang' mit einem Attribut für die Materialbezeichnung: engl. *iron curtain*, frz. *rideau de fer*, ital. *cortino di ferro*, poln. *zelazna kúrtyna* usw. Diese nur inhaltliche Übereinstimmung ist aber heute nicht das Thema.

Wenn im Blick auf die Ausdrucksseite der Europäern von ihrem Aussehen gesprochen wird, ist deutlich die geschriebene Realisierung der Sprache gemeint, nicht die gesprochene. Die sichtbare Übereinstimmung der geschriebenen Europäern ist in der Tat sehr viel größer als die hörbare Ähnlichkeit der gesprochenen Europäern. Das ist bei der Einschätzung ihrer Relevanz durchaus zu berücksichtigen.

Ein fast schon extremes Beispiel für den angesprochenen Sachverhalt ist das Wort *Nation*, das geschrieben im Englischen und Französischen völlig identisch aussieht, vom großen Anfangsbuchstaben abgesehen auch im Deutschen, das aber in der englischen Aussprache fast keine lautliche Ähnlichkeit mit der französischen oder deutschen besitzt. Gerade im Vergleich des Englischen mit dem Französischen wiederholt sich diese Erscheinung: engl. *document* und frz. *document* werden gleich geschrieben, dt. *Dokument* hat wiederum großen Anfangsbuchstaben und *k*-Schreibung statt *-c*.

Es ist nun aber nicht nur die Übereinstimmung wichtig. Ebenso wichtig ist die Tatsache, dass die Nicht-Übereinstimmung regelhaft ist. Substantive werden im Deutschen immer mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben, in den anderen Sprachen nicht. Der *c*-Schreibung mit Lautwert *k* im Englischen, Französischen, Italienischen usw. entspricht im Deutschen regelmäßig *k* wie in *Dokument*, *Kathedrale* usw. Ebenso regelmäßig bewahren die griechischen Elemente im Deutschen, Englischen, Französischen die *th*- und *ph*-Schreibungen, wo die anderen europäischen Sprachen *t*- und *f*-Schreibung zeigen. Dieselbe Regelmäßigkeit gilt auch für die Gestalt der Ableitungselemente. Das Beispiel *Absolutismus* steht zugleich für hunderte von *-ismus*-Bildungen, deren Suffix im Englischen *-ism*, im Französischen *-isme*, im Italienischen und Spanischen *-ismo* lautet. Genauso wiederholt sich regelhaft das am Beispiel *Stabilität* erkennbare Verhältnis zwischen dt. *-ität*, nl. *-iteit*,

engl. *-ity*, frz. *-ité* usw. Aus dieser Regelmäßigkeit der Unterschiede ergibt sich die Vorhersagbarkeit der Wortgestalt in den jeweils anderen Sprachen, worauf noch einmal zurückzukommen ist. Diese Regelmäßigkeit stützt zugleich die sichtbare Ähnlichkeit. Dass diese Ähnlichkeit in der geschriebenen Form erheblich größer ist als in der gesprochenen wirkt sich beim Lesen beziehungsweise beim Hören deutlich aus. Welche inhaltliche Relevanz hat denn nun diese vor allem geschriebene Ähnlichkeit der Europäismen?

### 5. Exkurs: Echte und falsche Freunde

Die manchmal recht große Ähnlichkeit zwischen Wörtern verschiedener Sprachen ist tatsächlich im Fremdsprachenunterricht immer schon aufgefallen und dort vor allem unter dem Aspekt behandelt worden, dass die ähnlich aussehenden Wörter verschiedene Bedeutungen haben und sich somit als ‚falsche Freunde‘ des Fremdsprachenlernalters entpuppen.

Das Konzept der falschen Freunde, *faux amis*, ist im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts methodisch völlig klar: Wer beispielsweise ital. *statista* im Deutschen aufgrund der Ähnlichkeit mit *Statist* identifiziert oder genauso gut auch umgekehrt, wird von einem nur äußerlich ähnlichen Wort wie von einem falschen Freund getäuscht, denn ital. *statista* bedeutet ‚Staatsmann‘ und eben nicht ‚Statist‘.

Die Warnungen vor den falschen Freunden sind nun gerade deswegen nötig, weil man in sehr vielen Fällen der äußeren Ähnlichkeit ja durchaus vertrauen kann, und gerade die Europäismen – wie die Beispiele ja gezeigt haben – sehr oft echte Freunde des Fremdsprachenlernalters sind. Der französische Germanist Jean-Marie Zemb, Verfasser einer umfangreichen vergleichenden deutsch-französischen Grammatik, hat im Blick auf diese beiden Sprachen einmal gesagt, es gebe einige Dutzend falsche Freunde, aber einige Tausend wahre.

Es muss hier auch zwischen Sprachproduktion und Sprachrezeption unterschieden werden. Die falschen Freunde können beim Übersetzen in eine fremde Sprache natürlich viel gefährlicher werden als beim Lesen fremdsprachiger Texte. Bei der Rezeption fremdsprachiger geschriebener Texte wird die äußere Ähnlichkeit der Europäismen durchaus als Entschlüsselungshilfe eingesetzt.

Dieser Ansatz ist in verschiedenen fremdsprachendidaktischen Lehrgangskonzepten und Forschungsprojekten aufgegriffen worden. So hat man beispielsweise

für einen Deutschlehrgang für Lateinamerika den Einstieg gewählt, Spanisches im Deutschen zu entdecken. Man hat ferner untersucht, wieviel Spanisch Deutsche mit lateinischen und französischen Vorkenntnissen bereits verstehen. Und man hat untersucht, wie die englisch-spanischen Übereinstimmungen spanischsprechenden Englischlernern in den USA hilfreich sein könnten. Nach diesem Exkurs soll es nun im zweiten Teil des Vortrags um die Europäismen im Deutschen selbst gehen.

## 6. Die Doppelstruktur des deutschen Wortschatzes

In der Fremdwortdebatte ist selbst in gemäßigter Form immer wieder davon die Rede, dass Fremdwörter unnötig seien, wenn ein heimisches Wort gleicher Bedeutung vorhanden sei. So erscheint die Lage bei einigen schon genannten Beispielen: Für *Import – Export* stehen *Einfuhr – Ausfuhr* zur Verfügung, für *stabil, stabilisieren, Stabilität, Stabilisator fest, festigen, Festigkeit, Festiger*. Selbst wenn das so wäre, so blieben noch genügend Fremdwörter übrig, für die sich keineswegs so leicht und schnell deutsche Entsprechungen angeben lassen wie etwa bei *theoretisch – praktisch, subjektiv – objektiv*.

Aber ganz so einfach steht es ohnehin nicht mit der Ersetzbarkeit von Fremdwörtern durch heimische Wörter, wie der Fall *stabil – fest* annehmen lassen könnte. Denn sobald in einer Sprache Wörter mit durchaus ähnlicher Bedeutung nebeneinander gebraucht werden, differenzieren sie sich in ihren Gebrauchsbedingungen und Bedeutungsmerkmalen. Der Wörterbuchbefund für die Adjektive *fest* und *stabil* präsentiert eine ganze Reihe von Verwendungsweisen, in denen die Wörter gerade nicht austauschbar sind, obwohl in Wörterbüchern für *fest* als erste Bedeutung 'stabil' genannt wird. Das Wort *fest* ist nur möglich in *festes Tuch, festes Schuhwerk, fester Verband, fester Händedruck, feste Stimme, fester Wohnsitz, festes Einkommen, fester Freund*; hingegen steht *stabil* nur in *stabiler Schrank, stabiler Zustand, stabile Lage, stabile Gesundheit* usw. Daneben mag es bei diesen und anderen Wörtern durchaus auch Verwendungsweisen geben, in denen kein Bedeutungsunterschied erkennbar ist.

Aufs Ganze gesehen stehen im Deutschen also zwei Wortschatze nebeneinander, der heimische mit seinen Wortfamilien wie zum Adjektiv *fest* und der europäische, also aus Europäismen gebildete, wie der zum Adjektiv *stabil*. Die Grundwörter haben dabei in der Regel einen übereinstimmenden Bedeutungskern und

ähnliche, aber eben nicht übereinstimmende Gebrauchsbedingungen; dasselbe gilt für die abgeleiteten Wörter wie *Festigkeit* – *Stabilität*, *Festiger* – *Stabilisator*. Natürlich ist bei einer historisch gewachsenen, sich weiterentwickelnden Sprache keine exakte und schematische Strukturgleichheit zu erwarten.

Welche Besonderheit für den Wortschatz des Deutschen und auch des Niederländischen damit gegeben ist, zeigt der Vergleich mit dem Englischen und den romanischen Sprachen, wie ihn etwa ein siebenschprachiges Europäismen-Wörterbuch ermöglicht. Dieses Wörterbuch benötigt für die sieben Sprachen tatsächlich zehn Spalten, nämlich je eine für die Ausgangssprache Lateinisch sowie für Italienisch, Spanisch, Französisch, dagegen je zwei für Englisch, Deutsch und Niederländisch, wovon allerdings beim Englischen eine Spalte meist leer bleibt. So ist es auch in dem Beispiel lat. *mortalitas*, ital. *mortalità*, span. *mortalidad*, frz. *mortalité*, engl. *mortality*, dt. *Mortalität*, und nl. *mortaliteit*. Im Deutschen steht in der zweiten Spalte daneben *Sterblichkeit*, im Niederländischen *sterfelijkheid*, im Englischen aber nichts. Im Deutschen (und im Niederländischen, das im Folgenden nicht weiter berücksichtigt wird) steht neben dem Europäismus ein heimisches Wort mit gleicher, aber doch nicht völlig übereinstimmender Bedeutung. In den romanischen Sprachen kann es so etwas nicht geben, da ihre heimischen Wörter eben die des Lateinischen sind. In den germanischen und auch slavischen Sprachen muss es so etwas nicht geben, wie das Englische zeigt, das vielfach nur den Europäismus besitzt und das heimische Wort aufgegeben hat, so dass es im Wortschatz teilweise wie eine romanische Sprache wirkt. Daneben gibt es auch europäische Sprachen, die keine oder wenige Europäismen besitzen und überwiegend heimischen Wortschatz verwenden, wie etwa das Isländische.

Die Doppelstruktur des deutschen Wortschatzes bietet übrigens terminologisch auch ihre Probleme. Das Wort *doppelt* bezieht sich auf die zweifache Gegebenheit: der *Doppelagent* arbeitet für zwei Seiten, ein *Doppelstudium* umfasst zwei Studiengänge. Gelegentlich kommt dabei eine Komponente des Unnötigen mit ins Spiel, wenn wir von jemandem sprechen, der alles doppelt sagt. Wenn dagegen vom doppelten Deutsch gesprochen wird, ist die erläuterte Doppelheit des Wortschatzes gemeint, die sich keineswegs als unnötig darstellt. Wenn die beiden Komponenten dieses Wortschatzes als europäischer und heimischer Wortschatz bezeichnet wurden, so hat auch diese Wortwahl etwas Unbefriedigendes, denn der sogenannte europäische Wortschatz ist tatsächlich auch seit Jahrhunderten im Deutschen heimisch und er gehört zum deutschen Wortschatz hinzu, wo er insbesondere zur

semantischen und stilistischen Differenzierung beiträgt. Dass die Europäismen keineswegs ein sprachlicher Fremdkörper im Deutschen sind, liegt vor allem daran, dass sie trotz ihrer auf Fremdmerkmalen beruhenden Eigenständigkeit vielfach dieselben Strukturen wie der sogenannte heimische Wortschatz aufweisen.

## 7. Autonomie und Isonomie des europäischen Wortschatzes im Deutschen

Die Europäismen besitzen lautlich – etwa in der Akzentlage – und graphisch – etwa in den *th-* und *ph-*Schreibungen – spezifische eigene, ihrer griechischen und lateinischen Herkunft verdankte Merkmale. Darin sind sie unabhängig vom Deutschen, also autonom.

Ihre Autonomie zeigt sich auch in morphologischen Regeln bei der Ableitung, durch die die Änderungen der Wortgestalt erfasst werden. So wechseln in Europäismen griechischer Herkunft *s* und *t* wie in *Askese* – *asketisch*, *Synthese* – *synthetisch* usw. In Europäismen lateinischer Herkunft begegnen Veränderungen wie in *fangieren* – *Fiktion*, *produzieren* – *Produkt*, *edieren* – *Edition*, *emittieren* – *Emission*, *projizieren* – *Projektion*. Die hier wirkenden Regeln sind für den deutschen Sprecher durchaus kompliziert und haben im heimischen Wortschatz nichts Vergleichbares.

Auf der anderen Seite darf nun aber auch nicht übersehen werden, dass die Europäismen in einem großen Ausmaß strukturelle Gleichheit mit heimischen Wörtern besitzen; dafür ist der Terminus Isonomie vorgeschlagen worden. So zeigen im Deutschen die Zusammensetzungen eine Abfolge von determinierendem und determiniertem Element. Das Zweitelement ist das Grundwort, es wird vom Erstelement als dem Bestimmungswort näher bestimmt; man vergleiche Beispiele wie *Stadt* – *Kaiserstadt*, *Straße* – *Bundesstraße*, *Rede* – *Thronrede* usw. Die romanischen Sprachen verwenden hier anstelle der Zusammensetzungen meist syntaktische Konstruktionen, bei denen aber eben das bestimmende Element dem bestimmten folgt: *Kaiserstadt* – *ville impériale*, *Bundesstraße* – *route nationale*, *Thronrede* – *discours du trône*. Die zusammengesetzten Europäismen stimmen nun in der Reihenfolge der Elemente mit dem Deutschen überein und folgen also denselben Gesetzen im Sinne des Terminus Isonomie; man vergleiche etwa *Chronometer* – *Zeitmesser*, *Television* – *Fernsehen*, *Oktogon* – *Achteck*. Isonomie zeigen aber auch die Ableitungen der Wörter innerhalb der Wortfamilien, insofern klare funktionale Entsprechungen der einzelnen Wortbildungselemente vorliegen; man vergleiche *in-stabil*

und *un-fest*, *Kontra-indikation* und *Gegen-anzeige*, *flex-ibel* und *bieg-bar*, *Flex-ibil-ität* und *Bieg-bar-keit*, wo sich die Affixe (Vor- und Nachsilben) *in-* und *un-*, *kontra-* und *gegen-*, *-ibel* und *-bar*, *-ität* und *-keit* in ihrer Bedeutung und in ihrer Wortbildungsfunktion völlig entsprechen.

Sprachhistorisch betrachtet wirkt sich hier natürlich auch die Zugehörigkeit des Deutschen wie des Lateinischen und Griechischen zur gleichen indogermanischen Sprachfamilie aus; so sind beispielsweise dt. *un-* und lat. *in-* etymologisch identisch. Darüber hinaus erscheint es sprachhistorisch durchaus wahrscheinlich, dass das große Ausmaß der Isonomie auch ein Ergebnis des lateinisch/griechischen Einflusses ist, insofern etwa die *-bar*-Adjektive massenhaft durch Übersetzung lateinischer *-abilis-* und *-ibilis*-Adjektive entstanden sind.

Insgesamt bewirkt diese Isonomie, diese weitgehende strukturelle Übereinstimmung der Europäismen mit dem heimischen Wortschatz, ungeachtet der ebenfalls zu beobachtenden vor allem ausdrucksseitigen Autonomie, die Durchschaubarkeit und Motiviertheit, und somit auch die Verständlichkeit des europäischen Wortschatzanteils im Deutschen. Und darauf wiederum beruht seine Einbeziehung in die lebendigen Wortbildungsprozesse des Deutschen und der anderen europäischen Sprachen.

## 8. Zur Produktivität europäischer Wortbildung

Viele Europäismen sind als fertige Wörter aus dem Griechischen und Lateinischen übernommen, so zum Beispiel Wörter wie *Demokratie* und *Toleranz* und viele andere mehr. Von ihnen ausgehend entfalten sich ganze Wortfamilien wie etwa *demokratisch*, *Demokrat*, *demokratisieren* beziehungsweise *tolerant*, *tolerieren*, *tolerabel* usw.

Seit dem Humanismus ist dieser Wortschatz für die Bedürfnisse moderner differenzierter Kommunikation ständig weiterentwickelt und ausgebaut worden. Dabei wird oft an bereits antiken Mustern der Wortbildung angeknüpft. Man vergleiche Reihen entsprechender Bildungen wie *Teleskopie*, *Endoskopie*, *Mikroskopie*, *Demoskopie*; *xenophob*, *anglophob*, *frankophob*, *germanophob* oder die zu *-phob* gehörigen Substantive wie *Nekrophobie*, *Klaustrophobie*.

Diese Wortbildung ist ebenfalls europäisch, denn sie erfolgt in den europäischen Sprachen völlig parallel und nach systematischen Entsprechungsregeln. Die

Bildungen sind daher in einem beträchtlichen Umfang vorhersagbar. Will man beispielsweise eine krankhafte Angst vor bestimmten Objekten – so die Wörterbuchklärung für *Phobie* – näher durch das sie erregende Objekt bestimmen, beispielsweise als eine krankhafte Angst vor Steinen, so verfügen wir gemäß vorhandenen Wörtern wie *Lithographie*, *Lithosphäre*, *Lithologie* über das Element *Litho-* 'Stein' um *Lithophobie* zu bilden. Dieses offenbar neue Wort ist nun sofort in allen an den Europäern beteiligten Sprachen verfügbar, als engl. *lithophobia* mit *y*-Schreibung am Ende, frz. *lithophobie*, it. *litofobia* mit *f* statt *ph*-Schreibung und es ist bei Kenntnis der Teile und ihrer Bedeutung als Zusammensetzung sofort verständlich: *litho-* 'Stein' + *-phobie* 'krankhafte Angst vor etwas' = *Lithophobie* 'krankhafte Angst vor Steinen'. Sobald eine solche europäische Wortreihe existiert, ist es normalerweise auch gar nicht mehr möglich und auch nicht angebracht, von einer Übernahme aus einer Sprache in die andere zu sprechen. Bei dem Wort *Reprographie* versuchen das die deutschen, englischen und französischen Wörterbücher und kommen – man möchte fast sagen erwartungsgemäß – zu widersprüchlichen Aussagen.

Dieses Wort ist zugleich ein anschauliches Beispiel für den produktiven Umgang mit den Wortbildungselementen der Europäern, der sich von den Ursprungssprachen manchmal weit entfernt. In *Reproduktion* können *re-* und *pro-* als lateinische Präfixe (Vorsilben) identifiziert werden; in der Kurzform *die* oder *das Repro* gewinnen diese Elemente Wortstatus und gehen so in die lateinisch-griechische Mischbildung *Reprographie* ein. Dieser freie Umgang zeigt die Lebendigkeit der europäischen Wortbildung und ist beileibe kein Einzelfall. Im Deutschen – aber auch etwa im Englischen – schließt diese Produktivität auch die Kombination europäischer und heimischer Elemente im Rahmen bestimmter Regeln ein. So konnten neben *Demokratie*, *Aristokratie* im Deutschen auch *Filzokratie*, *Fernsehkratie* gebildet werden, mit aus anderen Sprachen entstammenden Bestimmungswörtern auch *Amigokratie*, *Mullahkratie*. Werden hier und im vorangegangenen Beispiel Zweitelemente wie *-kratie*, *-phobie* für neue Zusammensetzungen in gleicher Bedeutung weiterverwendet, so geht die Wortbildung bei den Erstelementen auch noch andere Wege. Die Zusammensetzung *Automobil* wurde zu *Auto* verkürzt; das neue Wort *Auto* geht in dieser Bedeutung in Zusammensetzungen wie *Autobahn*, *Autofahrer* ein, wodurch eine neue Wortreihe entsteht. Daneben bleibt *auto-* als Bestimmungswort in der Bedeutung 'selbst' verfügbar und erscheint in Bildungen wie *Autobiographie*, *Autosuggestion*, *Autodidakt*. Derselbe Prozess vollzieht sich in der unmittelbaren Gegenwart mit dem aus *Gastronomie* isolierten Element *Gastro-*

in Bildungen wie *Gastrobranche*, *Gastrokonzept*, *Gastrobereich*, *Gastrokritiker*. Die ältere Reihe vom Typ *Gastroskopie*, *Gastroenterologie* bleibt davon unberührt. Ähnliches lässt sich auch bei den Elementen *Bio-* und *Öko-* beobachten, man vergleiche *Bioladen* und *Ökobauer* oder auch *Biobauer* und *Ökoladen*.

Die Europäismen sind also in Wortbildung und Gebrauch in jeder Hinsicht ein bedeutender, lebendiger Teil des deutschen Wortschatzes, sie sind im Deutschen heimisch und verbinden es zugleich mit seinen Nachbarsprachen. Warum aber, so muss man sich fragen, werden diese Wörter so hartnäckig als Fremdwörter bezeichnet?

### 9. Der europäische Wortschatz als Bildungswortschatz

Unter den einleitend angesprochenen typischen Gebrauchsweisen des Ausdrucks Fremdwort ist eine, die ausdrücklich den Sprachbenutzer mit in den Blick nimmt, sei es der Sprecher oder der Hörer. Es wird gesprochen vom falsch gebrauchten oder falsch verstandenen Fremdwort, und es ist oft die Rede davon, dass etwas für jemanden ein Fremdwort sei. Diese Perspektive liegt auch der übertragenen Rede-weise zugrunde, in der man etwa Formulierungen findet wie „Für ihn ist Angst ein Fremdwort“, was ja heißt, dass der Betreffende das mit dem Wort *Angst* bezeichnete Gefühl nicht kennt. Diese Perspektive auf den Sprecher ist in der neueren Fremdwortforschung durchaus beachtet worden. Sie führt von der Herkunft der Wörter ganz weg, denn fremd im Sinne von unbekannt und unverständlich kann einem Hörer natürlich auch ein Wort sein, das nicht aus einer anderen Sprache übernommen worden ist.

Hier geht es also zunächst einmal um die individuelle Sprachkompetenz in Hinsicht auf den Wortschatz, die ein Ergebnis des individuellen muttersprachlichen Spracherwerbs ist, wie er sich in der Familie, in der Vorschulerziehung, in der Grundschule usw. vollzieht. Auf diesem Wege erlernt das Kind den richtigen Gebrauch von Wörtern wie *rot*, *blau*, *gelb*; *Buche*, *Eiche*, *Birke*; *braten*, *backen*, *kochen*; *treu*, *ehrlich*, *rechtschaffen*, *falsch*, *verschlagen* usw. – oder es lernt ihn gegebenenfalls auch nicht. Auf jeden Fall ist Wortschatzerweiterung ein Ziel jedes Deutschunterrichts. Wo aber ist in der sprachlichen Bildung der Platz der Europäismen? Diese Frage stellt sich ganz explizit als Bildungsfrage, wenn man nämlich sieht, dass die Europäismen in Wörterbüchern mit der Markierung ‚bildungssprachlich‘ versehen

werden, beispielsweise Wörter wie *homogen*, *explizit*; und diese Markierung erklärt das Wörterbuch als „mit gewissen überdurchschnittlichen Kenntnissen bzw. einer höheren als der durchschnittlichen Bildung zusammenhängend“. Es handle sich dabei, so das Duden-Universalwörterbuch, „meist um Fremdwörter, die weder einer Fachsprache noch der Umgangssprache angehören“. Das verweist mehr oder weniger deutlich auf die höhere Schulbildung, wo der Absolvent des humanistischen Gymnasiums freilich beim Abiturienten längst nicht mehr den Regelfall darstellt. Im Gegenteil erreichen nicht wenige Schüler die allgemeine Hochschulreife nicht nur ohne Altgriechisch, sondern auch ohne Latein. Wie erwerben sie die nötige sprachliche Bildung, um Wörter wie *homogen* und *explizit* richtig zu verstehen und richtig zu verwenden? Übrigens richtet sich diese Frage nicht ausschließlich an Gymnasialschüler, da nicht wenige Europäismen in den Alltagswortschatz eingegangen sind und jedem Leser und Hörer täglich in den Medien begegnen. Freilich hat die Frage für das Gymnasium eine höhere Relevanz. Die hier erworbene allgemeine Hochschulreife sollte doch auch diejenige sprachliche Bildung einschließen, die erforderlich ist, um die wissenschaftliche Terminologie des jeweiligen Studienfaches zu erlernen, und diese Terminologie besteht wiederum zu einem sehr hohen Teil aus Europäismen.

Die Ausbildungsaufgabe der Schule, die hier zweifellos gegeben ist, kann man nicht gut dem Griechisch- und Lateinunterricht zuweisen, den die meisten (oder jedenfalls viele) Schüler gar nicht haben. Man kann ihn aber meines Erachtens auch nicht dem Unterricht in den modernen Fremdsprachen zuweisen, obwohl hier zweifellos Anknüpfungspunkte für die Europäismen gegeben sind. Die Europäismen sind vielmehr Teil des deutschen Wortschatzes und als solcher Gegenstand des Deutschunterrichts, was auch zumindest in der Theorie so gesehen wird, wie man 1999 einem Heft der Zeitschrift „Der Deutschunterricht“ entnehmen konnte, das diesem Themenbereich gewidmet war. Voraussetzung für die Berücksichtigung im Unterricht ist freilich die eingehendere sprachwissenschaftliche Analyse dieses Wortschatzes, als deren Ergebnis allgemeinverständliche Beschreibungen der Elemente und der Strukturprinzipien der Europäismen zur Verfügung stehen. Daran wird in der germanistischen Sprachwissenschaft an verschiedenen Orten durchaus gearbeitet. Dahinter steht die auch deutlich auszusprechende Überzeugung, dass die Europäismen einen bedeutenden Teil des deutschen Wortschatzes ausmachen, den es zu vermitteln und zu beherrschen, keineswegs etwa einzuschränken oder zu verringern gilt.

## 10. Reinheit und Reichtum der Sprache

Am Schluss unserer Überlegungen soll noch ein letzter Aspekt der traditionellen Fremdwortdebatte aufgegriffen werden, der der Reinheit der Sprache, die durch fremde Bestandteile getrübt werde. Immer wieder haben im Laufe der Neuzeit Puristen versucht, diese Reinheit etwa durch Verdeutschung von Fremdwörtern zu erreichen. Nun ist es schon abstrakt schwer nachvollziehbar, was bei einer Sprache eigentlich Reinheit besagen soll und vor allem, inwiefern sie einen Wert besitzen soll. In der historischen Konkretheit der Sprachen ist der Gedanke, dass eine Sprache überhaupt frei von Einflüssen anderer Sprachen sein könne, geradezu wirklichkeitsfremd, und der Gedanke, dass sie es sein solle, nicht rational begründbar. Sprachen stehen immer im Kontakt zu anderen Sprachen und der Kontakt der Sprecher in ökonomischen und kulturellen Zusammenhängen bringt immer auch Einflüsse mit sich, gerade im Wortschatz. Schon die kontinental-germanischen Dialekte als Vorstufen des späteren Deutschen, Niederländischen usw. haben in den nahezu fünf Jahrhunderten römischer Herrschaft an Rhein und Donau eine Fülle von lateinischen Wörtern aufgenommen. Die Stellung des Lateinischen als europäische Schriftsprache des Mittelalters und der frühen Neuzeit führt später zusammen mit dem humanistischen Rückgriff auf das Altgriechische zu dem reichen Bestand an Europäismen. Mag es auch für einzelne Sprachen aufgrund besonders isolierter Stellung oder spezifischer Verläufe der Entwicklung zur Nationalsprache deutlich geringere Ausmaße der Beeinflussung und in diesem Sinne eine relativ größere sogenannte Reinheit geben – für die deutsche Sprache ist eine derartige Vorstellung aufgrund ihrer europäischen Mittellage und ihrer sehr langen Verschriftlichung abwegig. Die deutsche Sprachgeschichte ist anders verlaufen, sie ist geprägt von großer Offenheit für Wortschatzeinflüsse, so dass uns heute ein sehr umfangreicher, differenzierter Wortschatz zur Verfügung steht, für den die Doppelstruktur aus europäischen und heimischen deutschen Bestandteilen charakteristisch ist. Diesen lexikalischen Reichtum allen Sprachteilhabern rezeptiv und produktiv zugänglich zu machen, erscheint als ebenso lohnende wie verpflichtende Aufgabe.

## Bibliographische Hinweise

Das Thema des Vortrags bildet seit längerer Zeit einen Schwerpunkt in Forschung und Lehre des Verfassers und war auch Gegenstand von Gastvorlesungen am Collège de France (Paris); folgende Veröffentlichungen von Rolf Bergmann sind zu nennen: 'Europäismus' und 'Internationalismus'. Zur lexikologischen Terminologie, in: Sprachwissenschaft 20 (1995), S. 239–277; Autonomie und Isonomie der beiden Wortbildungssysteme im Deutschen, in: Sprachwissenschaft 23 (1998), S. 167–183; *Projekt* und *Projektmacher*. Ein Beispiel für lexikographische Benutzerinteressen und lexikographische Befunde, in: Sprachwissenschaft 24 (1999), S. 337–360; Zum Problem der Produktivität europäischer Wortbildung im Deutschen, in: Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Horst Haider Munske zum 65. Geburtstag, Tübingen 2000, S. 103–114; *Onkel* und *Tante*. Wortgeschichte, Wortschatzgeschichte und historische Lexikographie, in: Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift für Deutsche Sprache, Literatur und Kultur, Heft 52, Brüssel 2000 [= Gelebte Sprache. Beiträge zur Sprachwissenschaft. Festschrift für Pierre Hessmann], S. 115–124; Wortschatzstruktur und historische Lexikographie des Deutschen: Zur Berücksichtigung der gräko-lateinischen und indigenen Doppelstruktur, in: Strukturen und Funktionen in Gegenwart und Geschichte. Festschrift für Franz Simmler zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Claudia Wich-Reif, Berlin 2007, S. 275–290.

Weitere Literatur zum Thema Europäismen und Eurolatein: Peter BRAUN/Burkhard SCHÄDER/Johannes BOLMERT (Hrsg.), Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie, Tübingen 1990, Band II, Tübingen 2003; Horst Haider MUNSKE/Alan KIRKNESS (Hrsg.), Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen, Tübingen 1996.

Wörterbücher: Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 4. Aufl. Mannheim u.a. 2001; Duden. Das Große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter, Mannheim u. a. 1994; Raymond GEYSEN, Dictionnaire des formes analogues en 7 langues avec résumé de grammaire comparée, 2. Aufl. Paris/Louvain-la-Neuve 1990; Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearb. v. Elmar SEEBOLD, 24. Aufl., Berlin/New York 2002.

Zum Konzept der falschen Freunde sei hier exemplarisch genannt: Falsche Freunde auf der Lauer. Dizionario di false analogie e ambigue affinità fra tedesco e italiano di Carlo MILAN e Rudolf SÜNKEL con la collaborazione di Helmut NESPITAL, Bologna 1990.

Didaktische Aspekte: Der Deutschunterricht Heft 3 (1999): Internationalismen.

## Über den Autor

Rolf Bergmann (\*1937), Studium der Germanistik und Geschichte an der Universität zu Köln, Dr. phil. Bonn 1966 (Mittelfränkische Glossen. Studien zu ihrer Ermittlung und sprachgeographischen Einordnung, Bonn 1966), Habilitation Münster 1970 (Studien zu Entstehung und Geschichte der deutschen Passionsspiele des 13. und 14. Jahrhunderts, München 1972), 1973–1976 Lehrstuhl für Neuere deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Augsburg, 1977–2005 Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft und Ältere deutsche Literatur an der Universität Bamberg, 1973–1975 Dekan des Philosophischen Fachbereichs II der Universität Augsburg, 1977–1979 Geschäftsführender Dekan der Fakultät Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Bamberg, 1983–1986 Vizepräsident der Universität Bamberg, 1990–1992 Dekan der Fakultät Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Bamberg. Forschungsschwerpunkte: Althochdeutsch, Namenforschung, Geistliches Drama, Sprachgeschichte der Neuzeit und Gegenwartssprache.

### *Bibliographische Angaben für diesen Aufsatz:*

Rolf BERGMANN, Das doppelte Deutsch. Europäischer und deutscher Wortschatz, in: Geisteswissenschaften im Profil. Reden zum Dies Academicus, hrsg. v. Godehard Ruppert (Schriften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 1), Bamberg 2008, S. 15–31.



FRIEDHELM MARX

# Streitfälle

## Literatur und Literaturwissenschaft der Gegenwart

**Rede gehalten zum Dies Academicus  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 6. November 2006**

Wer wissen wolle, was wirklicher Hass sei, solle sich bei einer Party unter die Schriftsteller mischen, schreibt John Cheever in seinen Tagebüchern. Der Hass der Schriftsteller, so Cheever, sei allenfalls mit dem von Sopranistinnen zu vergleichen. Das schreibt jemand, der es wissen muss, ein Schriftsteller, und ein vielgehasster zudem. John Cheever suggeriert, dass Schriftsteller ebensolche Solisten sind wie Sopranistinnen, und dass der Hass der Schriftsteller sich dem Umstand verdankt, dass sie sich als Solisten begreifen, damit als natürliche Feinde all derjenigen, die gleichfalls diese Rolle für sich beanspruchen.

Seit dem 18. Jahrhundert, seit der ungeheuren Aufhöhung des Dichters im Kontext der Aufklärung und der Genie-Ästhetik, steht den Dichtern tatsächlich eine Solistenrolle zur Verfügung: Jedes dichterische Werk setzt sich fortan so absolut, dass es alle anderen auszulöschen sucht. Jeder Dichter setzt sich fortan gleichfalls so absolut, dass er sich als Schöpfer eigener Welten begreift; die Schöpfer anderer Welten stören da im Zweifelsfall empfindlich. Literaturhistorisch lässt sich das 18. Jahrhundert als die Epoche beschreiben, in der sich erstmals ein solcher Göttlichkeitswahn unter den Dichtern artikuliert und ausbreitet.

Die jungen Original-Genies, etwa der junge Goethe und seine Zeitgenossen, begreifen sich als gottähnlich gerade in Hinblick auf die eigene, genuin dichterische Schöpferkraft. Dieses neue dichterische Selbstverständnis hat im 18. Jahrhundert durchaus blasphemische Züge, es etabliert sich zu einem Zeitpunkt, wo die göttliche Schöpfung erstmals – etwa unter Eindruck des Erdbebens von Lissabon im

Jahr 1755 – als rissig, als nicht mehr unzweifelhaft harmonisch wahrgenommen wird. Ein anschauliches Beispiel liefert das Vokabular, mit dem Shakespeare von der jungen Dichtergeneration des Sturm und Drang gefeiert wird: als ein Titan, ein Gott, ein Erlöser, jemand, der literarische Offenbarungen zuteil werden lässt, der Anbetung verdient. Hier zeichnet sich ein Modell von Autorschaft ab, das jeder Dichter, der etwas auf sich hält, zugleich auch für sich in Anspruch nimmt. Der junge Goethe etwa beschreibt seinen Shakespeare wie einen Gott und gibt zugleich zu verstehen, dass er gleichfalls auf diese Rolle Anspruch erhebt.

Es erscheint geradezu zwangsläufig, dass zur gleichen Zeit die Auseinandersetzungen zwischen den Dichtern, den Akteuren im literarischen Feld an Schärfe, an Hass, beinahe an Mordlust gewinnen. In dem Moment, wo der Autor sich der Möglichkeit nach als Schöpfer eigener Welten begreift, wo sich die Literatur als neue Religion zu begreifen lernt, wird für jeden dieser Autoren das Verhältnis zu den Mit-Autoren heikel, nicht selten vergiftet. Erst jetzt sind alle Voraussetzungen für jenen wirklichen Hass vorhanden, von dem John Cheever spricht. „Lebt man denn, wenn andere leben?“, fragt Goethe in genau diesem Sinn im *West-Östlichen Divan*. Lebt man denn als Dichter, wenn andere Dichter leben? Diese Frage steht seither im Raum und hat an Brisanz nichts verloren, auch wenn das Konzept des Dichtergotts längst verblichen ist und nicht mehr mit der Emphase vertreten wird, die ihm in seinen Anfängen zukam.

Tatsächlich kann man feststellen, dass sich seit dem 18. Jahrhundert die Qualität des Streits unter den Dichtern verändert hat. Literarische Selbstbehauptung geschieht nun nicht mehr allein durch die Publikation literarischer Werke, sondern auch durch die öffentliche Distanzierung von den anderen, in ihren Werken hoffnungslos veralteten oder hoffnungslos verirrt Dichterkollegen. Bücherverbrennungen gehören dazu: Am 2. Juli 1773 etwa verbrennen einige Dichter des sog. Göttinger Hain öffentlichkeitswirksam ein Buch und ein Bildnis Christoph Martin Wielands, eines renommierten Kollegen, um auf diese Weise zu signalisieren, dass dessen Zeit abgelaufen sei. Der junge Goethe liest in Gesellschaft einiger Freunde 1779 in freier Natur einige Seiten aus einem Roman Fritz Jacobis vor, einer ziemlich schlichten Fortschreibung der *Leiden des jungen Werthers*, klettert anschließend auf eine Eiche, hält eine kurze Rede über dieses schlechte Buch und nagelt es – „zum abschreckenden Beispiele“ – an den Stamm. Eine Art Kreuzigung, wenn man will, die das Verhältnis der beiden Dichter für eine Weile ziemlich belastet. Das sind nur zwei spektakuläre Beispiele dafür, dass seit dem 18. Jahrhundert Streit und Streit-

fälle tatsächlich zu den Formen der internen wie der externen Kommunikation der Literaturszene gehören.

Eine Literaturgeschichte der modernen Literatur ließe sich denn auch als Geschichte von Streitfällen schreiben. Nicht um die Literatur auf eine oberflächliche, recht billige Weise interessant zu machen: Die Texte selbst sind immer noch interessant genug. Vielmehr um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass sich mit der Aufhöhung des Dichters zum Gott im 18. Jahrhundert zugleich eine innerliterarische Streitkultur etabliert, dass eine Überbietungsdynamik einsetzt, derzufolge jedes neue Buch tendenziell alle anderen außer Kurs setzen muss.

Eine solche Literaturgeschichte der Streitfälle ist bislang noch nicht geschrieben, obwohl beinahe jede literarische Karriere der Moderne mit einer vernichtenden Kritik des Bestehenden beginnt. Das zeigt sich etwa in den Bemerkungen, die der junge Brecht in den zwanziger Jahren in einer Zeitungsumfrage über die Literatur seiner Zeit fallen lässt, also über Autoren wie Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal und so fort: „Ich gebe zu, dass mir die Werke der letzten Generationen mit wenig Ausnahmen wenig Eindruck machen“, schreibt Brecht. „Ihr Horizont erscheint mir sehr klein, ihre Kunstform roh und blindlings übernommen, ihr kultureller Wert verschwindend.“

Das zeigt sich ebenso beim Auftritt des jungen Peter Handke im Jahr 1966 bei einer Tagung der Gruppe 47 in Princeton: Hier wie anderswo in der deutschen Literatur herrsche Beschreibungsimpotenz, so kommentiert Handke die Lesung eines Kollegen, alles Schöpferische, jegliche Reflexion fehle, diese Prosa sei läppisch und idiotisch. Mit diesem Auftritt verschafft Peter Handke der Tagung und sich selbst eine außerordentliche Medienresonanz: Als bis dahin weithin unbekannter Autor erscheint er auf der Titelseite des Spiegel. Das ist der Beginn einer bemerkenswerten literarischen und medialen Karriere. Diese Beispiele ließen sich fortführen. Sie dokumentieren, dass der Literaturstreit spätestens seit dem 18. Jahrhundert zur Literatur gehört und dass er überdies seither Schwungrad und Motor der Literaturentwicklung ist.

In der deutschen Gegenwartsliteratur, d.h. in der Literatur seit 1989, gewinnt der Streit allerdings eine neue Qualität. Seit 1989 gibt es eine ganze Reihe von Literaturdebatten, die jeweils mit großer öffentlicher Resonanz in den Medien ausgetragen wurden. 1990 entbrennt ein Streit um die Schriftstellerin Christa Wolf. Ihre Erzählung *Was bleibt*, die die Ängste einer vom Staatssicherheitsdienst beobachteten

Schriftstellerin beschreibt, bildet den Anlass, mit der sog. Staatsdichterin der DDR abzurechnen. Dass sie einen derartig DDR-kritischen Text erst jetzt veröffentliche, wird in den Feuilletons als Zeichen politischen Versagens aufgefasst: Eine ganze Kaste, die der Intellektuellen, so heißt es in einer Polemik, danke ab. Der Streit um Christa Wolf wird wie alle späteren quer zu den eingespielten politischen Demarkationslinien der Feuilletons ausgetragen.

1993 ist es Botho Strauß, der mit dem im Spiegel publizierten Essay *Anschwellender Bocksgesang* einen Literaturstreit auslöst. Strauß' Votum für einen Wechsel der politischen Orientierungsmuster von links nach rechts, seine Kritik des verklemmten deutschen Selbsthasses, sein Anprangern der Orientierungslosigkeit der modernen westlichen Demokratien rechnet Ignaz Bubis dem intellektuellen Rechtsradikalismus zu: Damit ist der Ring frei für Parteinahmen aller Art.

1996 löst Peter Handke eine politische Debatte aus, indem er in einem Essay *Gerechtigkeit für Serbien* fordert zu einem Zeitpunkt, wo die europäische Gemeinschaft nach langem Zögern sich zu einer Verurteilung der serbischen Aggressoren durchgerungen hat. Peter Handke wird auch von traditionell wohlmeinender Seite „intellektueller Selbstmord“ attestiert. Die Fortsetzung dieser Debatte folgt, als Handke vollkommen unbeeindruckt von der öffentlichen Kritik 2006 beim Begräbnis von Milošević eine Rede hält.

1998 gerät Martin Walser in die Kritik, weil er im Rahmen seiner Dankesrede für die Verleihung des Friedenspreises den öffentlichen Umgang mit dem Stichwort Auschwitz kritisiert: Es eigne sich nicht dafür, so Walser, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule. Damit rührt er an einen unausgesprochenen gesellschaftlichen Konsens – und provoziert dementsprechend eine lang anhaltende Kontroverse.

Den jüngsten Streit bietet die Debatte um den deutschen Literaturnobelpreisträger Günter Grass, um dessen Eingeständnis, als 17-jähriger im letzten Kriegsjahr nicht nur für einige Monate Flakhelfer (was längst bekannt war), sondern auch Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein. Unmittelbar vor dem Erscheinen der Autobiographie *Beim Häuten der Zwiebel* publiziert die FAZ am 12. 8. 2006 ein Interview mit dem Nobelpreisträger, das weniger auf die Autobiographie als nahezu ausschließlich auf die in der Autobiographie dokumentierte SS-Mitgliedschaft zielt. Das Buch war in über 1000 Vorexemplaren an die Redaktionen des Landes gegangen; nun gab es öffentliche Empörung von allen erdenklichen Seiten.

Dass diese Streitfälle sich grundlegend von der literarischen Streitkultur unterscheiden, die die Literatur der Moderne seit dem 18. Jahrhundert bewegt und vorantreibt, lässt sich am Beispiel der jüngsten Auseinandersetzung um Günter Grass verdeutlichen.

1. Hier handelt es sich nicht um Streit unter Schriftstellern, sondern um Streit über Schriftsteller. Das bedeutet nicht, dass nicht auch Schriftsteller sich an diesem Streit beteiligen: Peter Handke etwa bezeichnet Grass angesichts dieser Enthüllungen am 13. 9. 2006 öffentlich als „Schande für das Schriftstellertum“, als unerträglich selbstgerecht, als „empörenden Menschen“. Das kommt nicht von ungefähr. Hier gibt jemand zurück, was er selbst einstecken musste. Günter Grass hatte den jungen Peter Handke nie recht ernst genommen und dem älteren wegen dessen Einlassungen zum Balkankrieg politische Ahnungslosigkeit vorgeworfen: Handke habe immer die Neigung gehabt, mit den unsinnigsten Argumenten eine Gegenposition einzunehmen, so Grass in einem Zeit-Interview Mitte Juni 2006. Es wundert nicht, dass Peter Handke drei Monate später nicht eben versöhnlich über Grass urteilt. Er ist nicht der einzige. Einige, vor allem jüngere Kolleginnen und Kollegen unterstellen Grass, durch sein Geständnis den Verkauf seiner Autobiographie befeuert zu haben. Da mögen ein wenig Neid und Wut im Spiel sein, weil nun tatsächlich „der Alte“ die Literaturdiskussionen des Herbstes 2006 beherrscht und von den literarischen Neuerscheinungen auf der Frankfurter Messe kaum noch die Rede ist. Das sei das wahre Methusalem-Komplott, kommentieren einige jüngere Autoren wie Eva Menasse und Michael Kumpfmüller. Als auch noch die Autobiographie von Joachim Fest erscheint, die ihrerseits auf die vermeintliche Nähe des jungen Jürgen Habermas zum NS-Regime anspielt, spricht der Spiegel treffend vom „Herbst der Flak-Helfer“.

Dennoch sind die eigentlichen Akteure dieses Streits wie auch der vorangehenden Literaturdebatten der neunziger Jahre durchaus nicht die Schriftsteller. Betrieben und befeuert wird die Debatte durch die Medien, die Feuilletons, die Talkshows, sogar BILD gibt eine knappe Woche lang Auskunft über die Waffen-SS.

2. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stehen nicht Dichter, die sich selbst erst noch im literarischen Feld behaupten und sich ein Denkmal setzen wollen, vielmehr solche, die längst prominent sind und nun zum Denkmalsturz einladen. Um die Funktion derartiger Denkmäler in der Gesellschaft geht es bei all diesen Ausei-

inandersetzungen. Von allen Seiten, in nahezu allen Blättern des deutschen Medienwalds artikuliert sich Kritik an der moralischen Instanz des Schriftstellers Günter Grass, an dem ihm zugeschriebenen Anspruch, das moralische Gewissen der Nation zu verkörpern, politische Positionen jenseits des gesellschaftlichen Status quo geltend zu machen. Die moralische Instanz, das lebende Denkmal Günter Grass ist durch diese verspätete Selbstauskunft im öffentlichen Diskurs ins Wanken geraten. Das muss nicht bedeuten, dass die Zeit eines Schriftstellertypus abgelaufen ist, dessen gesellschaftliche Funktion darin bestand, in politischen Dingen Einspruch zu erheben, und dass unsere Gesellschaft ohne derartige Funktionsträger auskommt. Womöglich findet hier eine Art Verdrängungs- oder Überbietungswettkampf statt: Wer Denkmäler stürzt, hat oftmals nicht weniger im Sinn, als deren Sockel selbst zu besetzen. Das ließ sich ja den Beispielen der Streitkultur unter den Dichtern entnehmen. Nun aber sind es die Medien, sind es Literaturkritiker und Feuilletonisten, die öffentlich Streit anzetteln. Das wurde bereits erkennbar bei der Resonanz, die der Roman *Ein weites Feld* von Günter Grass Mitte der 90er Jahre auslöste: gewissermaßen ein mediales Vorspiel zur Grass-Debatte des Jahres 2006. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung mit dem Weiten Feld erschien der Spiegel mit einem Bild, auf dem Marcel Reich-Ranicki das Buch von Grass zerriss. Diese spektakuläre Inszenierung eines Verrisses erinnert durchaus an die Buchkreuzigung des jungen Goethe, nur dass hier nicht ein Schriftsteller, sondern ein Literaturkritiker agiert. In den Literaturdebatten des vergangenen Jahrzehnts (und in den kommenden) geht es auch um einen Kampf um mediale Meinungshoheit, der nun zwischen Literatur und Literaturkritik ausgetragen wird.

3. Den Ausgangspunkt aller Streitfälle bilden literarische Texte, die vermintes politisches Terrain berühren: Die Frage nach dem Verhältnis der Schriftsteller, der Intellektuellen zur DDR bei Christa Wolf, die Frage nach Defiziten der westlichen Demokratien bei Botho Strauß, die Infragestellung der einseitigen Medienberichterstattung im Balkankrieg bei Peter Handke, die Frage nach dem Umgang mit der individuellen und kollektiven Vergangenheit bei Günter Grass, im Grunde bei allen. Im Fall Grass wird gewissermaßen stellvertretend darüber gestritten, ob, wie und wie lange über die prekären Seiten der eigenen Vergangenheit geschwiegen werden dürfe. Dass Grass 60 Jahre nicht mitteilen konnte, dass er ohne eigenes Zutun in die Waffen-SS geraten sei, werfe ein vernichtendes Licht auf unser Bewältigungsklima mit seinem normierten Denk- und Sprachgebrauch, kommentiert

Martin Walser. Es wirft auch ein Licht, so lässt sich ergänzen, auf das derzeitige Gedächtnistheater der Deutschen, auf die Konjunktur von Erinnerungstexten und -themen, auf die derzeitige Geschichtsversessenheit, die sich nicht zuletzt in der Literatur der Gegenwart niederschlägt. Die beispiellose mediale Aufmerksamkeit, die einigen Schriftstellern in diesem Zusammenhang zukommt, ist allerdings nicht mit der Aufmerksamkeit für deren Texte zu verwechseln. Gerade die Debatte um Günter Grass lässt das erkennen. Kaum ein Kommentar beschäftigt sich mit der spezifischen Form der Autobiographie *Beim Häuten der Zwiebel*, mit dem ambitionierten Versuch, auch die prekären Seiten der eigenen Vergangenheit literarisch auszutragen. Das gilt auch für die anderen Texte, an denen sich in den neunziger Jahren Debatten entzündeten: Als literarische Texte wurden sie nicht wahrgenommen. Es lässt keine positiven Rückschlüsse auf den Stellenwert der Literatur innerhalb unserer Gesellschaft zu, wenn literarische Texte eine derartige mediale Aufmerksamkeit erregen.

Ich fasse zusammen: Seit den neunziger Jahren wird das literarische Feld durch eine Reihe von Streitfällen geprägt, die sich von der bisherigen, spezifisch modernen Streitkultur der Literatur fundamental unterscheiden. Wir haben hier ein vollkommen neues Phänomen vor uns. Die Literaturdebatten um Christa Wolf, Botho Strauß, Peter Handke, Martin Walser und Günter Grass dienen der gesellschaftspolitischen Justierung der neuen, wiedervereinigten Nation. Dafür spricht der Befund, dass es durchweg um die angemessene Auseinandersetzung mit der politischen Vergangenheit und Gegenwart geht. In ihnen wird zugleich die Rolle und Funktion der Schriftsteller, der Intellektuellen innerhalb der Gesellschaft neu ausgehandelt – und zwar unter den Bedingungen nicht unerheblicher Medienkonkurrenz. Schriftsteller figurieren zwar als Auslöser der Debatten, sind an ihrem Verlauf aber allenfalls noch beiläufig beteiligt.

Wie geht die Literaturwissenschaft der Gegenwart mit diesem Phänomen um? Sie ist gefordert, die Hintergründe und politischen Subtexte der Debatten freizulegen und deren medialen Kontext zu reflektieren. Ohne Dialog mit der Politikwissenschaft, der Soziologie, den Medien- und Kommunikationswissenschaften kommt man als Literaturwissenschaftler diesen literarischen Streitfällen der Gegenwart nicht bei. Zugleich aber ist es notwendig, die Texte in ihrer spezifisch literarischen Signatur ernst zu nehmen (was in der öffentlichen Debatte kaum geschieht), und

all den Autoren eine Stimme zu geben, die innerhalb dieser Streitigkeiten ihre Stimme zu verlieren drohen, den alten wie den jungen.

Ein solches Engagement für die Gegenwartsliteratur, für ihre Themen, ihre Autoren hat sich die Bamberger Literaturwissenschaft seit langem zu eigen gemacht:

- durch die von der Hochschulleitung und dem Uni-Bund geförderten zahlreichen Autorenlesungen im Rahmen der Reihe *Literatur in der Universität*; in den letzten 30 Jahren fanden hier mehr als 140 Lesungen statt, vermutlich mehr als an jeder anderen bundesdeutschen Universität,
- durch die *Poetikprofessur* der Universität Bamberg, die seit 1986 jedes Jahr namhafte Autorinnen und Autoren zu vier öffentlichen Vorträgen und einem Seminar einlädt,
- durch den *Studienschwerpunkt Literaturvermittlung*, der wesentlich zu den hervorragenden Ergebnissen der Bamberger Germanistik bei überregionalen „rankings“ beigetragen hat.

Wir wünschen uns, dieses spezifische Profil der Bamberger Literaturwissenschaft zu vertiefen. Angesichts knapper Haushaltsmittel und einer chronischen Unterbesetzung in den Literaturwissenschaften ist das für alle Seiten keine geringe Herausforderung. Aber dafür lohnt es sich im Zweifelsfall auch zu streiten.

### Bibliographische Hinweise

Nicholas BOYLE, Goethe – *The Poet and the Age. Volume I: The Poetry of Desire (1749–1790)*, Oxford 1991; Karl EIBL/Fotis JANNIDIS/Marianne WILLEMS (Hrsg.), *Der junge Goethe in seiner Zeit. Texte und Kontexte*. 2 Bände u. CD-ROM, Frankfurt/Main 1998; Annette LÜCHOW, *Die heilige Cohorte. Klopstock und der Göttinger Hainbund*. In: Kevin HILLIARD/Katrin KOHL (Hrsg.), *Klopstock an der Grenze der Epochen*, Berlin/New York 1995, S. 152–220; Hermann RAFETSEDER, *Die öffentliche Hinrichtung von Schriften im historischen Wandel*, Wien u.a. 1988; Jochen SCHMIDT, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik*. Bd. 1: *Von der Aufklärung bis zum Idealismus*. 2. Auflage, Darmstadt 1988.

Thomas ANZ (Hrsg.), „Es geht nicht um Christa Wolf.“ *Der Literaturstreit im vereinten Deutschland*, München 1991; Ursula BEITTE (Hrsg.), *Schreiben in heutiges Deutschland. Die literarische Szene nach der Wende*, New York 1997; Lothar BLUHM, „Schon lange hatte ich vorgehabt, nach Serbien zu fahren“. Peter Handkes Reisetagebücher oder: Möglichkeiten und Grenzen künstlerischer Augenzeugenschaft. In: *Wirkendes Wort* 1998, S. 68–90; Helmut BÖTTIGER, *Nach den Utopien. Eine Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Wien 2004; Thomas DEICHMANN (Hrsg.), *Noch einmal für Jugoslawien*. Peter Handke, Frankfurt/

Main 1999; Klaus DEIRITZ/Hannes KRAUSS (Hrsg.), Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge...“. Analysen und Materialien, Hamburg 1991; Oswald DURRANI (Hrsg.), The new Germany. Literature and society after unification, Sheffield 1995; Andreas ERB (Hrsg.), Baustelle Gegenwartsliteratur. Die neunziger Jahre, Opladen: Westdeutscher Verlag 1998; Lennart KOCH, Ästhetik der Moral bei Christa Wolf und Monika Maron. Der Literaturstreit von der Wende bis zum Ende der neunziger Jahre, Frankfurt/Main 2001; Andrea KÖHLER/Rainer MORITZ (Hrsg.), Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur, Leipzig 1998; Thomas KRAFT (Hrsg.), aufgerissen. Zur Literatur der 90er, München 2000; Helmut KREUZER (Hrsg.), Pluralismus und Postmodernismus. Zur Literatur- und Kulturgeschichte der achtziger und frühen neunziger Jahre in Deutschland. 3. Auflage, Frankfurt/Main 1994; Frank SCHIRRMACHER (Hrsg.), Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation, Frankfurt/Main 1999; Hermann VINKE (Hrsg.), Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation, Hamburg 1993; Hubert WINKELS, Gute Zeichen. Deutsche Literatur 1995–2005, Köln 2005.

### Über den Autor

Friedhelm Marx (\*1963), Studium der Germanistik und kath. Theologie in Tübingen, Bonn und an der University of Virginia, Charlottesville (USA). Dr. phil. 1994 in Bonn (Erlesene Helden. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur, Heidelberg 1995), Habilitation 2000 in Wuppertal („Ich aber sage Ihnen...“. Christusfigurationen im Werk Thomas Manns, Frankfurt 2002), 2000 Gastprofessur an der University of Notre Dame, South Bend (USA), 2004 Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, seit 2006 Vizepräsident der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, seit 2007 Dekan der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Forschungsschwerpunkte: Thomas Mann, Literatur der Moderne, Gegenwartsliteratur, Literatur des 18. Jahrhunderts.

#### *Bibliographische Angaben für diesen Aufsatz:*

Friedhelm MARX, Streitfälle. Literatur und Literaturwissenschaft der Gegenwart, in: Geisteswissenschaften im Profil. Reden zum Dies Academicus, hrsg. v. Godehard Ruppert (Schriften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 1), Bamberg 2008, S. 33–41.



KLAUS VAN EICKELS

# Ehe und Familie im Mittelalter

**Rede gehalten zum Dies Academicus  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 12. November 2007**

Das seinem Ende entgegengehende Jahr 2007 war das „Jahr der Geisteswissenschaften“, ein Umstand, der die Otto-Friedrich-Universität eigentlich mit großer Freude erfüllen könnte, sieht sie doch in den Geistes- und Kulturwissenschaften, die nun auch eine gemeinsame Fakultät bilden, anders als viele andere deutsche Hochschulen einen ihrer Schwerpunkte und ein wesentliches Element ihrer Profilbildung. In die Freude mischt sich allerdings auch Sorge um die Zukunft: Endlich, so konnte man kürzlich in einem bedeutenden deutschen Nachrichtenmagazin lesen, habe die deutsche Politik Schluss gemacht mit der Lebenslüge der deutschen Hochschulen, alle Universitäten in Deutschland seien gleich. Die Exzellenzinitiative habe es an den Tag gebracht: Einige wenige Universitäten hätten den durchschnittlichen Rest weit hinter sich gelassen, und nur diese seien in der Lage international konkurrenzfähige Spitzenforschung zu betreiben. Dies mag in vielen Bereichen der Natur- und Ingenieurwissenschaften zutreffen, die auf eine umfangreiche technische Ausstattung angewiesen sind und daher Forschung sinnvoll nur in Arbeitsgruppen betreiben können, die innerhalb derselben Institution und am besten innerhalb eines Gebäudes untergebracht sind.

Für die geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer gilt dies nicht in vergleichbarer Weise. Deutsche Geistes- und Kulturwissenschaftler benötigen keine Milliardensummen, um in der internationalen Forschung mit Kollegen aus Berkeley, Harvard, Princeton oder Yale mithalten zu können. Eine solide staatliche Grundfinanzierung, eine mit Forschungstätigkeit vereinbare Lehrverpflichtung und gleichberechtigter Zugang zu den projektbezogenen Mitteln der Forschungs- und Nachwuchsförderung reichen dazu vollkommen aus, zumindest in einem

Bundesland wie Bayern, das durch einen leistungsfähigen Bibliotheksverbund die wissenschaftliche Literaturversorgung in den Zentren wie in den Regionen sicherstellt. Als Verbund gleichwertiger, wenngleich unterschiedlich großer Stätten der Forschung und Lehre bieten die bayerischen Universitäten (und die deutschen Universitäten insgesamt) dem wissenschaftlichen Nachwuchs in den Geistes- und Kulturwissenschaften optimale Möglichkeiten der Förderung im gesamten Spektrum kulturwissenschaftlicher Spitzenforschung in einer Weise, wie sie eine kleine Gruppe von Eliteuniversitäten niemals wird leisten können. Eine Unterteilung in Forschungs- und Lehruniversitäten, in Hochschulen erster und zweiter Klasse, würde diesen Verbund zerschlagen und die Axt an die Wurzeln seines nationalen wie internationalen Erfolges legen.

Exzellenz in den Geistes- und Kulturwissenschaften ist eine Eigenschaft die nicht Universitäten als Institutionen zukommt, sondern einzelnen Professoren und Nachwuchswissenschaftlern unabhängig davon, wo sie lehren. Verbundbildung ist notwendig, aber sie erfolgt heute in universitätsübergreifenden nationalen und internationalen Netzwerken (z.B. den Schwerpunktprogrammen der DFG, den International Research Networks der British Academy und den Exzellenznetzwerken des Europäischen Rahmenprogramms, um hier nur solche zu nennen, an denen der Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte in Bamberg beteiligt ist). Fachkollegen mit denselben oder eng verwandten Forschungsschwerpunkten an ein und derselben Universität zu versammeln, ist in den Geistes- und Kulturwissenschaften nur sehr begrenzt sinnvoll. Wenn in der Lehre die Inhalte und die methodischen Ansätze des Faches forschungsbezogen und doch in ihrer ganzen Breite vermittelt werden sollen, ist es geradezu geboten, bei der Besetzung von Lehrstühlen und Mittelbaustellen mehr auf eine Erweiterung des Spektrums als auf größtmögliche Homogenität der Forschungsinteressen wert zu legen. Profilbildung ist gleichwohl notwendig und möglich, wie es in Bamberg beispielsweise mit der kulturwissenschaftlichen Ausrichtung des Instituts für Geschichte und dem Aufbau des Zentrums für Mittelalterforschung gelungen ist, das zu den ersten seiner Art in Deutschland gehörte und sich schon bald nach seiner Gründung internationales Ansehen erwarb.

Das Spektrum der Kulturwissenschaften in Bamberg reicht von der Geschichte über die Kunstgeschichte und die Archäologie bis hin zu den europäischen Philologien und den Wissenschaften vom Islamischen Orient. „Ehe und Familie im Mittelalter“ – das Thema des heutigen Vortrages – ist besonders geeignet, die Lei-

stungsfähigkeit dieses breiten interdisziplinären Fächerverbundes aufzuzeigen. „Ehe“ und „Familie“ sind zudem zwei Themen, die in den aktuellen politischen Debatten eine herausragende Rolle spielen und deshalb exemplarisch die Gegenwartsrelevanz einer historisch fundierten kulturwissenschaftlichen Forschung verdeutlichen können.

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland bestimmt in Art. 6 (1) kurz und bündig und ohne jeden Gesetzesvorbehalt:

„Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung.“

Als die Väter und Mütter des Grundgesetzes diese Bestimmung in unsere Verfassung schrieben, hatten sie weder Ehegattensplitting noch Betreuungsgeld im Sinn. Wie die übrigen ersten Artikel des Grundgesetzes schützt auch Artikel 6 die Freiheit des Einzelnen vor Eingriffen des Staates. Das Unrecht der Nürnberger Rassegesetze und anderer Maßnahmen des NS-Staates sollten sich nicht wiederholen. Artikel 119 (1) der Weimarer Reichsverfassung hatte dagegen noch sehr viel deutlicher die soziale und politische Zweckbestimmung von Ehe und Familie in den Mittelpunkt gestellt:

„Die Ehe steht als Grundlage des Familienlebens und der Erhaltung und Vermehrung der Nation unter dem besonderen Schutz der Verfassung.“

Trotz des starken Schutzes, den das Grundgesetz ihnen rechtlich und faktisch gewährt, sind „Ehe“ und „Familie“ als Institutionen in den letzten Jahrzehnten in eine Krise geraten, die manchen Gesellschaftskritiker ihr baldiges Ende vorhersagen lässt. Angesichts hoher Scheidungsraten einerseits und dem Verzicht vieler zusammenlebender Paare mit oder ohne Kinder auf eine Eheschließung andererseits drängt sich die Frage auf, ob die öffentlich-rechtlich normierte Institution der Ehe nicht dysfunktional geworden ist, da sie mehr rechtliche Probleme schafft als sie löst.

Im Mittelpunkt der Kritik steht dabei die bürgerliche Versorgungsehe, die es einem Partner, in der Regel der Frau, ermöglicht, sich um Haushalt und Kinder zu kümmern, während der andere Partner, in der Regel der Mann, das Einkommen erwirtschaftet, von dem die Familie lebt. Von der staatlich garantierten Kinderbetreuung, die auch den Frauen eine uneingeschränkte Berufstätigkeit ermöglicht,

bis hin zur „Ehe auf Zeit“ reichen die Vorschläge, um die angewachsenen Probleme zu lösen.

Sind aber so radikale Reformen zulässig, ohne dass wir unser kulturelles Erbe aufs Spiel setzen? Das Argument der Tradition des christlichen Abendlandes und der Erfahrung früherer Generationen wiegt schwer gegenüber allen zweckrationalen Überlegungen, so überzeugend sie auf den ersten Blick sein mögen. Ein Blick in die Vergangenheit unserer eigenen Kultur wie der interkulturelle Vergleich sind daher erforderlich, um die Diskussion zu versachlichen und Maßstäbe für das eigene politische Handeln in der Gegenwart zu gewinnen.

Ziel meines Vortrags ist es aufzuzeigen, dass (1) Ehe und Familie keine anthropologischen Konstanten darstellen, sondern kulturell determiniert sind und deshalb dem historischen Wandel unterliegen und dass (2) dieser Wandel nicht nur im interkulturellen Vergleich nachweisbar ist, sondern auch in der Geschichte des christlichen Europa, d.h. dass unsere heutigen Vorstellungen von Ehe und Familie keineswegs, wie oft angenommen wird, durch eine lange historische Dauer geheiligt und unantastbar sind. Dies bedeutet nicht, dass diese Vorstellungen schlecht oder änderungsbedürftig wären, stellt sie aber auf den Prüfstand des historischen Wandels und zwingt uns immer wieder neu abzuwägen, ob und inwiefern sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändert haben, denen sie ihre Entstehung und ihre Funktionalität im 20. Jahrhundert verdanken.

Das heutige Ideal der Ehe geht aus von einem Mann und einer Frau, die sich lieben, sich aus freier Entscheidung aneinander binden und ein Leben lang zusammenbleiben. Die Vorstellung, dass allein der Konsens der Eheleute allein die Ehe zustande kommen lässt (*consensus facit matrimonium*), ist bis in das römische Recht der Antike zurückzuverfolgen. Im Mittelalter wurde er allerdings allein von der Kirche vertreten, die ihn allerdings zunächst überhaupt nicht und vom 12. Jahrhundert an allenfalls formal durchsetzen konnte. In der Praxis verband die Ehe nicht zwei Partner, sondern zwei Familien. Absprachen zwischen den Familienoberhäuptern erfolgten oft schon lange bevor der Junge und das Mädchen das heiratsfähige Alter von 12 bzw. 14 Jahren erreicht hatten. Der kirchenrechtlich geforderte Konsens der Ehegatten reduzierte sich dann auf das Recht, „Nein“ zu sagen; nicht umsonst steht der von einer jungen Frau oder auch einem jungen Mann gegen alles Drängen ihres Umfeldes standhaft durchgehaltene Wunsch nach einem Leben im Kloster am Anfang vieler Heiligenlegenden.

Die arrangierte (oder doch wenigstens unter Aufsicht und mit Zustimmung der Eltern angebahnte) Ehe war in den Oberschichten der Vormoderne die Regel. Dies war und ist eine Notwendigkeit in allen sozial und räumlich stark segmentierten Gesellschaften. Die romantische Illusion, dass man gleichsam durch Zufall den einen richtigen Partner fürs Leben findet, kann sich nur entfalten in einer Gesellschaft, in der eine große Auswahl an Partnern besteht. Ein Rechenbeispiel mag dies veranschaulichen: Eine junge Frau, Tochter eines Handwerksmeisters, lebt in einer Stadt von 50000 Einwohnern. In ihrem unmittelbaren Umfeld leben also 25000 Männer, von denen nach heutigen Vorstellungen großzügig gerechnet etwa 4000 das geeignete Alter haben. Da unsere heutigen Vorstellungen davon, wer zur Mittelschicht gehört, sehr breit sind, kämen ihrer Herkunft und sozialen Stellung nach mehr als die Hälfte dieser Männer für unsere hoffnungsvolle Braut als Ehepartner infrage. Schon in ihrer Stadt hätte sie also die Auswahl unter mehr als 2000 Kandidaten, wenn sie deutschlandweit sucht unter mehreren Millionen.

Anders im Mittelalter: Nur der Sohn eines anderen Handwerksmeisters, möglichst aus derselben Stadt und derselben Zunft wäre in Frage gekommen, und das in Städten, die in der Regel nicht 50000, sondern 5000 Einwohner und weniger hatten. Durch eine entsprechend enge räumliche und soziale Segmentierung reduziert sich die Auswahl auf einige wenige Kandidaten, wenn überhaupt. Dieselbe junge Frau, die heute sich jegliche elterliche Einmischung in die Auswahl ihres Ehepartners verbittet, wäre unter damaligen Umständen ihren Eltern dankbar gewesen für die vorausschauende Mithilfe bei der Anbahnung einer standesgemäßen Verbindung.

Man heiratete in der Vormoderne nicht aus Liebe, sondern aus sozialer Notwendigkeit. Ein amerikanischer Kollege brachte es in einer Diskussion einmal folgendermaßen auf den Punkt: „Unsere Vorfahren wären nie auf den absurden Gedanken gekommen, etwas so Wichtiges wie Ehe und Familie auf etwas so Unzuverlässiges wie das Gefühl persönlicher Zuneigung und Liebe zu gründen“. Dies ist sicherlich zu relativieren, denn als Gedanke existierte die Heirat aus Liebe und Zuneigung in der Literatur des Mittelalters durchaus. Die soziale Praxis jedoch blieb bis weit in die Neuzeit hinein bestimmt von einer weitgehenden Entkoppelung von Liebe und Ehe: Dass die Ehepartner Zuneigung füreinander empfanden, war keineswegs ausgeschlossen und sogar erwünscht, jedoch keine Voraussetzung für das Zustandekommen einer Ehe.

Die Ehe hatte im Hoch- und Spätmittelalter und bis weit in die Neuzeit hinein einen klar bestimmten sozialen Zweck: die geregelte ‚Erzeugung‘ als legitim anerkannter Nachkommen und die geregelte Weitergabe von Besitz, denn nur eheliche Nachkommen galten als erbberechtigt. Eheverbindungen dienten zudem der Schaffung eines Netzwerks sozialer Beziehungen. Dies war notwendig, da es keine Staatsgewalt und keine Gerichte gab, die die Sicherheit und die Rechte des Einzelnen ohne Ansehen der Person gewährleistet hätten. In einer Gesellschaft, in der Rechtsprechung und Rechtsdurchsetzung nicht ohne Ansehen sondern in Ansehung der Person und ihres Standes und ihrer verwandtschaftlichen Einbindung die Norm ist, sind weitläufige, auch über die eigene Blutsverwandtschaft hinausreichende soziale Netzwerke überlebensnotwendig. Dementsprechend wurden Schwägerschaft und Patenschaft zu quasiverwandtschaftlichen Kategorien ausgebaut.

Diese Funktionen sind uns heute fremd geworden: Staatliche Ordnung und Sozialstaat ermöglichen dem einzelnen eine Existenz auch außerhalb der Familie. Dementsprechend machen wir heute auch keinen Unterschied zwischen legitimen und illegitimen Kindern. Damit aber entfällt einer der wesentlichen Gründe, der die Institution der Ehe im Mittelalter ihre Entstehung verdankte.

Über viele Jahrhunderte nämlich war die Gesellschaft des Frühmittelalters weitgehend ohne die eheliche Normierung der Fortpflanzungsgemeinschaft ausgekommen. Viele Herrscher des Frühmittelalters bis hin zu Karl dem Großen hatten mehrere Frauen, meist eine Ehefrau und mehrere Konkubinen, manchmal aber auch mehrere Ehefrauen nebeneinander oder nur Konkubinen. Nur Töchter aus hochrangigen Familien wurden Ehefrauen (bei Königen z.B. Töchter anderer Könige oder hoher Adliger), stattdessen oder daneben aber konnten Könige auch andere Frauen ihrem Lager beigesellen. Diese waren ihrer Herkunft nach niederen oder mittleren Standes und konnten jederzeit verstoßen werden, ihre Kinder aber waren erbberechtigt. Die Forschung des 20. Jahrhunderts nannte diese Verbindungen beschönigend „Friedelehen“, ohne jedoch Belege dafür beibringen zu können, dass es sich um mehr und anderes als einfache Konkubinatsverhältnisse handelte. Die Rechtsentwicklung der letzten Jahre, die auf eine vollständige Gleichstellung der unehelichen Kinder zielte, ist also im Kern nichts anderes als die Rückkehr zu frühmittelalterlichen Verhältnissen vor der allgemeinen Durchsetzung des kirchlichen Eherechts.

Erst im 9. Jahrhundert setzte sich die Differenzierung zwischen legitimen und illegitimen Nachkommen durch, zuletzt in Skandinavien und in der Normandie. Wilhelm der Eroberer ist in Frankreich bis heute bekannt als „Guillaume le Bâtard“ („Wilhelm der Bastard“), da sein Vater Robert I., Herzog der Normandie, ihn mit Herleva/Arlette von Falaise, der Tochter eines Gerbers, gezeugt hatte, zu der er in Liebe entbrannt war, als er sie von seiner Burg aus an einem Fluss beim Waschen ihrer Wäsche beobachtet hatte.

Im Hoch- und Spätmittelalter wurden Konkubinatsverhältnisse weiterhin toleriert, allerdings mit deutlicher Schlechterstellung der illegitimen Kinder. Die Illegitimitätsquote war hoch (die Schätzungen reichen bis hin zu 30% und mehr der Bevölkerung). Keineswegs alle Illegitimen endeten jedoch im sozialen Abseits. Neben Kindern von Prostituierten und mittellosen Personen, die sich einen ehelichen Hausstand nicht leisten konnten, gab es zahlreiche illegitime Kinder von Adligen und, noch zahlreicher, Kinder von Klerikern, da diesen ja seit der Kirchenreform des 11. Jahrhunderts die Eheschließung verwehrt war. Der Grund für die Durchsetzung des Zölibates durch die Kirchenreformer war weniger die von ihnen als Argument angeführte Reinheit des Priesterstandes, sondern die Durchbrechung der Erblichkeit kirchlicher Ämter als Voraussetzung jeder Emanzipation der Kirche von der weltlichen Gewalt. Der Zölibat der Priester darf daher nicht mit dem Keuschheitsgelübde der Mönche gleichgesetzt werden: Im Mittelpunkt steht bei ihnen der Verzicht auf eheliche Nachkommen, nur sekundär der Verzicht auf sexuelle Betätigung. Rechtlich galten Bastarde als „unehrlich“ (also ehrlos); in den Städten blieben sie ausgeschlossen aus Zünften und von vielen Ehrenstellungen.

Die gesellschaftliche Stellung unehelich geborener Kinder hing jedoch ab vom Stand des Vaters: Ein illegitimer Sohn eines Königs oder Fürsten wurde in der Regel mit einer niederen Adels Herrschaft ausgestattet; bedeutende uneheliche Söhne des französischen Königs (z. B. Thomas de La Marche 1318–1360) trugen sogar mit Stolz den Titel „Bastard von Frankreich“ (*Bâtard de France*). Söhne von Klerikern können mit päpstlichem Dispens kirchliche Ämter übernehmen (was allerdings mit Kosten verbunden und bei jedem Karriereschritt neu zu beantragen war, so dass sich dem Papsttum im Spätmittelalter hier eine wichtige Quelle von Einkünften erschloss). Illegitime Kinder hochgestellter Väter traf das Verdikt des Kirchenrechts nicht mit voller Härte; die von ihnen erreichbare Stellung lag jedoch meist ein bis zwei Stufen unter dem Rang des Vaters, was eine deutliche Benachteiligung erkennen lässt.

Was aber bedeutete eheliche Liebe in einer Gesellschaft, in der die Liebesheirat faktisch nicht vorkam? Bekannt und nachweisbar ist sie in erster Linie als literarisches Motiv, allerdings meist mit tragischem Ausgang. Erst im späten 19. Jahrhundert wurde die Erwartung, selbst die große romantische Liebe zu erleben, die dann in eine Ehe mündet, zu einer allgemein verbreiteten Grundhaltung.

Das Mittelalter kannte durchaus den Begriff der „ehelichen Liebe“. Der *amor coniugalis* ist jedoch nicht der Grund für die Ehe, sondern eine aus der Eheschließung erwachsende eheliche Pflicht. Die Ehegatten sind verpflichtet, einander liebevoll (d.h. fürsorglich und mit Respekt) zu behandeln. In diesem Sinne macht auch das Versprechen Sinn, das sich bis heute als Formel der Eheschließung erhalten hat:

„Ich will dich lieben, achten und ehren, bis dass der Tod uns scheidet.“

Im modernen, romantischen Verständnis kann man ein solches Versprechen gar nicht geben, denn für uns heute ist Liebe die Verbindung von emotionaler Zuneigung und sexuellem Begehren. Explizit würde das Versprechen also lauten: „Ich werde bis an unser Lebensende eine tiefe emotionale Zuneigung zu dir verspüren und dich erotisch begehren“ – und das kann man ernsthaft nicht versprechen, denn sowohl Emotion als auch sexuelles Verlangen sind der Kontrolle des Verstandes und damit dem Bereich des sinnvollerweise Versprechbaren entzogen.

Liebevoller, fürsorglicher und respektvoller Behandlung über alle Wechselfälle des Lebens hinweg können sich Ehepartner dagegen sehr wohl versprechen – und so war es im Mittelalter, als diese Formel entstand, auch gemeint: Sie stammt aus dem Kontext des Lehenrechts, wo sie die wechselseitige Treue umschreibt, durch die sich Herr und Vasall aneinander banden. Die Ungleichrangigkeit der Beziehung tat ihrer Reziprozität dabei keinen Abbruch. Wie der Lehensherr gehalten war, seinen getreuen Vasallen die Erniedrigung zu ersparen, dass er ihnen Befehle erteilte (und sie deshalb ehrenvoll als seine „Freunde“ anredete), so war auch der Mann gehalten seine Frau als gleichberechtigte Partnerin zu behandeln, solange sie seine übergeordnete Stellung anerkannte. Bis heute kommt dies in der traditionellen (inzwischen allerdings nicht mehr obligatorischen) Eheformel der Church of England aus dem Book of Common Prayer von 1662 zum Ausdruck: Der Mann verspricht der Frau sie zu lieben und zu ehren (*to love and to cherish*, in der einleitenden Frage des Zelebrenten gedeutet als *to comfort and honour*), die Frau verspricht dem Mann, ihn zu lieben, zu ehren und ihm zu gehorchen (*to love, cherish and obey*, in

der einleitenden Frage des Zelebranten gedeutet als *to serve and honour*), dann aber steckt der Mann der Frau den Ring an mit den Worten „Mit diesem Ring heirate ich dich, mit meinem Körper verehere ich dich/diene ich dir und mit all meinen weltlichen Gütern statte ich dich aus“ (*With this ring I thee wed, with my body I thee worship, and with all my worldly goods I thee endow*). Gerade vor dem Hintergrund der Ungleichheit von Mann und Frau in den Rechtsordnungen der Vormoderne bekommt das Versprechen des Mannes, seine Frau zu lieben, hier eine sehr konkrete Bedeutung, denn es impliziert die Zusicherung, dass er seine übergeordnete Stellung nicht missbrauchen, ja seine Frau ihre Pflicht zu gehorchen nicht einmal spüren lassen wird, solange sie sich wohlverhält.

Das weltliche Modell der Ehe im Mittelalter zielte auf die Ehe als Wirtschafts- und Fortpflanzungsgemeinschaft. Diesem sozial funktionalen, die Freiheit des Einzelnen aber stark einschränkenden Modell setzte die Kirche ein radikal anderes Modell entgegen, das das Individuum in den Mittelpunkt stellte. Dabei ging es zunächst um die Regulierung des sexuellen Begehrens. Das mittelalterliche Christentum betrachtete als einzige der drei großen Buchreligionen das sexuelle Begehren als problematischen, wenn möglich zu unterdrückenden Teil der menschlichen Natur. Ausgehend von entsprechenden Überlegungen des Kirchenvaters Augustinus gingen mittelalterliche Theologen davon aus, Adam und Eva im Paradies hätten ihre Zeugungsorgane willentlich gebrauchen können wie andere Gliedmaßen; erst mit dem Sündenfall sei die sexuelle Lust als Ausdruck der Erbsünde in die Welt gekommen. Die für das mittelalterliche Christentum kennzeichnende Hochschätzung der Jungfräulichkeit und sexuellen Enthaltensamkeit um ihrer selbst willen ist im Judentum und Islam unbekannt. Sie geht zurück auf entsprechende Tendenzen in der heidnischen Philosophie, die im Rahmen der Auseinandersetzung der frühen Kirche mit den dualistischen Bewegungen der Spätantike (insbesondere dem Manichäismus) Eingang in die christliche Theologie fanden.

Knapp zusammengefasst lief der christliche Standpunkt des Mittelalters (gegründet auf Augustinus und andere Kirchenväter) darauf hinaus, dass der Mensch sich möglichst wenig sexuell betätigen solle, am besten überhaupt nicht, da die geschlechtliche Lust wie kaum eine andere Empfindung des Menschen geeignet ist, seinen Verstand und damit den auf Gott hin gerichteten Teil des Menschen auszuschalten. Wenn überhaupt, war sexuelles Handeln nur in Ehe erlaubt, einerseits zum Zweck der Kinderzeugung, andererseits zur Vermeidung von Unzucht. Menschen, die nicht enthaltsam leben können, sollen heiraten. Denjenigen, die das

Ideal der sexuellen Askese nicht vollkommen verwirklichen können, steht die Ehe als gleichsam zweitbesten Weg zur Sicherung des Seelenheils offen. Daraus folgt, dass Ehepartner einander körperlich zur Verfügung stehen müssen, wann immer den anderen ein unkontrollierbares Verlangen überkommt. Die „ehelichen Pflichten“ bestehen insbesondere darin, dem Partner, wenn er sich nicht beherrschen kann, jederzeit, sofern möglich, Gelegenheit zum geschlechtlichen Verkehr zu geben. Haymo von Auxerre (gest. 855) schreibt in seinem Kommentar zu 1 Kor. 7 ausdrücklich (PL 117, S. 543): „Wenn der Mann mit seiner Frau schlafen will, so soll sie ihm Gelegenheit und Erlaubnis erteilen. Genauso aber diene der Mann der Frau und erfülle ihr gegenüber die Pflicht zum Beischlaf, wenn sie es wünscht.“ Hintergrund dieser Verpflichtung ist nicht in erster Linie das Ziel der Erzeugung von Nachkommen als erster und übergeordneter Zweck der Ehe. Ein sich verweigernder Partner würde sich vielmehr mitschuldig machen, falls der andere den Versuchungen außerehelicher sexueller Betätigung erliegt. Diese Sicht, die noch das Eherecht des 19. und frühen 20. Jahrhunderts selbstverständlich bestimmte, erscheint heute nicht mehr nachvollziehbar: Sexuelle Betätigung außerhalb der Ehe gilt als Angelegenheit, die nur die Eheleute selbst und ihr Verhältnis zueinander betrifft, und wird daher nicht mehr von Staats wegen geahndet; Vergewaltigung und sexuelle Nötigung in der Ehe dagegen werden als Verstoß gegen die Grundlagen der öffentlichen Ordnung strafrechtlich verfolgt.

In der Scholastik aber bemühten sich Theologen über dieses Modell hinauszukommen: Um 1130 formulierte Hugo von St. Viktor radikal „die Ehe sei nichts anderes ist als eine Gemeinschaft, in der sich zwei Menschen ganz einander hingeben und sich verpflichten, die unauflösliche Einheit und Treue ihres Bundes zu bewahren und sich ihr nicht zu entziehen, dabei jedoch in beiderseitigem Einvernehmen den fleischlichen Verkehr miteinander ausschließen können.“ Diese radikal desexualisierte Sicht ebnete den Weg für die Anerkennung und Überhöhung der Partnerschaft zwischen Mann und Frau als Sakrament. Die kirchenrechtliche Entwicklung im 12. Jahrhundert hat sich zwar nicht vollkommen von der Vorstellung trennen können, dass der eheliche Beischlaf – die *copula carnalis* – die Vollendung (*consummatio*) der Eheschließung sei, und daran festgehalten, dass eine durch Konsens der Ehegatten gültig geschlossene, aber noch nicht vollzogene Ehe unter bestimmten Umständen aufgelöst werden könne. Gleichwohl ist es seit Hugo von St. Viktor Konsens der Theologen, dass eine Ehe vollgültig auch dann geschlossen werden kann, wenn die Ehepartner von vornherein im gegenseitigen

Einvernehmen auf den fleischlichen Verkehr miteinander verzichten. Die Ehe Marias mit Joseph galt nun nicht mehr als mit allgemeinen Kategorien nicht erklärbare Ausnahme, sondern als besonders vorbildlich. Nicht zufällig entstehen in den Jahren nach 1130 all jene Legenden, die kinderlose Herrscherpaare wie Heinrich II. und Kunigunde, aber auch den englischen König Eduard den Bekenner und seine Gemahlin Edith, einen bewussten Verzicht auf Nachkommen durch Entscheidung für eine „Josephsehe“ zuschreiben.

Das kirchliche Ehemodell ist im 19. und 20. Jahrhundert gleichsam ein Opfer seines eigenen Erfolgs geworden. Seit dem späten 19. Jahrhundert verliert die arrangierte Ehe zunehmend an Akzeptanz und wird schließlich sogar, sofern der Tatbestand der Nötigung erfüllt ist, als „Zwangsehe“ unter Strafe gestellt. Die kirchliche Vorstellung, dass die Ehe allein auf dem freien Konsens zweier Individuen beruht und nicht von ihrer sozialen Funktion bestimmt ist, wird dagegen in der romantischen Liebe radikal verwirklicht. Mit der Funktion der Ehe zugleich eine Wirtschaftsgemeinschaft und damit die Grundlage für die Bildung einer Familie zu sein, war dieses Ideal so lange vereinbar, wie eine Auflösung der einmal eingegangenen Bindung nicht vorgesehen war. In einer säkularisierten Gesellschaft aber, die die Ehe nicht mehr als Dreiecksbeziehung mit Gott als drittem Partner versteht, blieb als Grundlage der Dauerhaftigkeit nurmehr die reine Freiwilligkeit. Die romantische Vorstellung, dass die lebenslange Bindung an einen einzigen Partner ohnehin der menschlichen Natur entspreche und daher keiner sozialen Normierung bedürfe, sondern sich in einer vollkommen freien Gesellschaft von selbst einstellen werde, erwies sich als Illusion spätestens in dem Augenblick, als der öffentliche Diskurs über partnerschaftliche Bindungen nach 1968 radikal resexualisiert und zugleich ernst gemacht wurde mit der Forderung nach einer tatsächlichen, nicht nur rechtlichen Gleichstellung von Mann und Frau.

Die Sexualisierung des Partnerschaftsdiskurses ist auch der Grund, weshalb wir uns heute schwer damit tun, die Selbstverständlichkeit zu verstehen, mit der Hugo von St. Viktor bis an die Grenzen des Vorstellbaren ging, indem er sogleich im Anschluss an seine soeben zitierte Definition der Ehe die Frage stellte:

„(Wenn also die Ehe nichts anderes ist als eine solche Gemeinschaft, in der der fleischliche Verkehr in gegenseitigem Einvernehmen ausgeschlossen werden kann): Warum kann dann nicht auch unter Personen des gleichen Geschlechts höchst richtig und heilig eine Ehe eingegangen und ein unauflöslicher Bund lebenswerter Liebe geschlossen werden? Warum sollte denn nicht ein Mann einen

Mann oder eine Frau eine Frau durch Vereinbarung eines solchen Bundes und die Gemeinschaft einer solchen Liebe an sich binden?“

Als „unauflöslicher Bund lobenswerter Liebe“ (modern gesprochen: als ein Pakt der Solidarität in allen Lebenslagen) erschien Hugo von St. Viktor eine solche Übereinkunft als höchst lobenswert (der Sexualmoral der mittelalterlichen Kirche entsprechend selbstverständlich unter der Voraussetzung, dass der fleischliche Verkehr der Partner durch Vereinbarung ausgeschlossen wurde). Als Ehe wollte er eine solche Partnerschaft, die es im übrigen als vertraglich vereinbarte Bruderschaft (etwa unter Söldnern des Hundertjährigen Krieges) tatsächlich gab, gleichwohl nicht anerkennen. Er fand damit eine Lösung, die der heutigen gesetzlichen Regelung in den meisten europäischen Staaten erstaunlich nahekommt, wenn auch mit einer Begründung, die einer verfassungsgerichtlichen Überprüfung heute kaum standhalten dürfte: Die Ehe, so Hugo von St. Viktor, sei ein Sakrament, da sie die Liebe Gottes zu den Menschen sinnfällig abbilde. Der Mann sei nach dem Abbild Gottes geschaffen, die Frau nach dem Abbild des Mannes. Wie Gott und Mensch seien auch Mann und Frau einander in Liebe verbunden, wechselseitig, aber in je unterschiedlicher Weise: Der Mann liebe die Frau aus Mitleid mit ihrer Schwäche, die Frau dagegen den Mann aus Dankbarkeit für den Schutz, den er ihr gewähre.

Der Widerspruch zwischen desexualisiertem Ehediskurs der Scholastik und sexualisiertem Partnerschaftsdiskurs der Moderne bestimmt bis heute zumindest in Teilen unser Eherecht. Eine gültige Eheschließung ist auch dann möglich, wenn vorhersehbar ist, dass die Ehe als Geschlechtsgemeinschaft nicht gelebt werden kann (bis hin zur Möglichkeit der in unserer Rechtsordnung ausdrücklich vorgesehenen Eheschließung auf dem Sterbebett). Die Vorstellung, dass die Geschlechtsgemeinschaft der Eheleute kein Kriterium für die rechtliche Beurteilung einer Ehe sein darf, fällt jedoch zunehmend schwer, insbesondere dort, wo Verdacht auf Missbrauch der Institution Ehe besteht. Immer wieder ziehen Ausländerbehörden die fehlende Bettgemeinschaft als Indiz heran, wenn es darum geht Scheinehen von Ausländern mit Deutschen zur Erlangung einer Aufenthaltsberechtigung aufzudecken, obwohl sie vor den Gerichten mit dieser Argumentation regelmäßig scheitern.

Wie aber hielt es die mittelalterliche Gesellschaft mit der Unauflösbarkeit der Ehe? Nach kirchlichem Verständnis war die Ehe unauflösbar. Die weltliche Praxis aber, die vor allem für den Adel in den Quellen greifbar wird, ging davon aus,

dass Ehen zwar nicht leichtfertig, aus schwerwiegenden Gründen aber sehr wohl aufgelöst werden können, insbesondere dann, wenn sie sozial dysfunktional geworden sind (sei es, dass die politischen Konstellationen, denen sie ihre Entstehung verdankten, sich grundlegend geändert hatten, sei es dass aus ihnen keine Kinder hervorgingen). Unfruchtbarkeit eines der Partner war nach kirchlicher Lehre kein Grund für eine Eheauflösung (anders als die Impotenz des Ehemannes, die die Ehefrau unbefriedigt ließ und sie so für außereheliche Versuchungen anfällig machte). Einen Ausweg aus dieser Diskrepanz von Theorie und Praxis schuf das Kirchenrecht in der Phase seiner Durchsetzung im 12. Jahrhundert jedoch durch die Errichtung zahlreicher Eehindernisse. Das Inzestverbot wurde so weit ausgelegt, dass alle Ehen als ungültig (und damit auflösbar) galten, in denen die Ehepartner über sieben Generationen rückwärts gerechnet auch nur über einen gemeinsamen Vorfahren verfügten. Selbst mit allen Mitteln des heutigen Personenstands- und Meldewesens wäre für Ehepartner, die aus derselben Region stammen, kaum der Nachweis zu führen, dass eine solche Verwandtschaft nicht vorliegt; im Mittelalter war es vollkommen ausgeschlossen. Im Bedarfsfall war es daher, insbesondere in den durch ein weitläufiges Netzwerk über ganz Europa hinweg miteinander verbundenen Adelsfamilien, fast immer möglich, eine entfernte Verwandtschaft zu finden, die ausreichte, um eine Eheannullierung zu begründen. Erst als sich das kirchliche Eherecht als verbindliche Norm allgemein durchgesetzt hatte und akzeptiert war, wagte es das IV. Laterankonzil 1215, diesen Ausweg zu versperren, indem es das Verbot der Ehe unter Verwandten auf den dritten Grad reduzierte.

Die Tatsache, dass die Kirche von Anfang an die Unauflöslichkeit einer gültig geschlossenen Ehe postulierte, erklärt auch, warum die christliche Tradition keine Verpflichtung zur Schließung eines Ehevertrages kennt, der die Modalitäten einer möglichen Trennung bereits bei Eingehung der Ehe regelt. Hier lohnt ein Blick auf die ganz anderen Traditionen des Judentums und des Islam, die mit der Möglichkeit des Scheiterns einer Ehe seit jeher pragmatischer umgegangen sind, da sie im sexuellen Begehren und Handeln des Menschen nicht eine Versuchung des Teufels, sondern eine dem Mensch von Gott gegebene Fähigkeit sehen, mit der er verantwortungsvoll, aber nicht notwendigerweise restriktiv und repressiv umgehen muss. Die ehekonstituierende Bedeutung des Ehevertrags, der bereits bei der Eheschließung detailliert die Modalitäten einer Eheauflösung regelt, hindert Eheleute daran, sich zu Beginn ihres gemeinsamen Lebens der romantischen Illu-

sion hinzugeben, die eigene Partnerschaft sei gegen alle Gefahren des Scheiterns gefeit.

Selbst das Modell der Ehe auf Zeit ist im Islam seit langem bekannt und in der Schia bis heute anerkannt. Im Gegensatz zur dauerhaften Ehe, die dem Recht der Kaufverträge folgt, ist die Ehe auf Zeit (*mutah*) in Anlehnung an das Recht der Pacht- und Mietverhältnisse gestaltet. Es überrascht nicht, dass die Ehe auf Zeit, die für jeden beliebigen Zeitraum von wenigen Stunden bis zu 99 Jahren abgeschlossen werden kann, von der Mehrheit der sunnitischen Gelehrten als ein Deckmantel der Prostitution abgelehnt wird. Progressive schiitische Gelehrte in den USA zeigen jedoch, dass dies nicht das einzige Potential der Ehe auf Zeit ist. Sie legen islamischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die noch keine eigene Familie gründen können, die Gestaltung ihrer Partnerschaft als „Ehe auf Zeit“ nahe, um ihnen die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben in einer westlichen Gesellschaft zu ermöglichen, in der es üblich ist, einen Freund oder eine Freundin zu haben, sich aber von ihm bzw. ihr auch wieder trennen zu können. Die „Ehe auf Zeit“ ist unseren eigenen, aus dem Mittelalter tradierten Vorstellungen fremd und wird sich daher in unserer Gesellschaft kaum allgemein durchsetzen, obwohl sie in pragmatischer und realistischer Weise vertraglich vereinbarte und explizit gemachte „Verantwortung auf Zeit“ einfordert, wo das romantische Ideal der ewigen Liebe Sprachlosigkeit angesichts der Veränderlichkeit menschlicher Emotionen erzeugt.

Ebenso wie unsere heutigen Auseinandersetzungen um die Ausgestaltung und Weiterentwicklung der Ehe als rechtlicher Institution, reichen auch die in der Gegenwart divergierenden Auffassungen über die Aufgaben und den Stellenwert von Familie und Verwandtschaft weiter in die Vergangenheit zurück, als gemeinhin angenommen. Die in politischen Debatten der Gegenwart so gerne beschworne Großfamilie der Vormoderne, in der Vater, Mutter, eigene Kinder, dazu Großeltern und ggf. sogar Urgroßeltern harmonisch unter einem Dach zusammenlebten, ist eine romantisierende Vorstellung des 19. Jahrhunderts, ein verklärter Rückblick auf die Vergangenheit in der Zeit der Industrialisierung, als die aus der Vormoderne tradierten Ordnungsstrukturen zerbrachen. In der Wirklichkeit hat es sie im Mittel- und Westeuropa der Vormoderne nie gegeben, zumindest nicht als Regelfall menschlichen Zusammenlebens.

Aber hat nicht die sozial- und kulturhistorische Forschung der letzten Jahrzehnte gezeigt, dass mittelalterliche Gesellschaften durch und durch von Verwandtschaftsbeziehungen geprägt waren? Im Vergleich zu heute trifft diese Aussage sicherlich

zu, im interkulturellen Vergleich jedoch keineswegs. Weitaus stärker als Judentum oder Islam schuf das christliche Mittelalter eine Vielzahl von Entlastungsinstitutionen, die die Existenz des Einzelnen zusätzlich und teilweise auch unabhängig von seiner familiären Einbindung sicherten.

An erster Stelle zu nennen wäre hier die Kirche, die sich ihrem eigenen Selbstverständnis gerade nicht biologisch selbst reproduzierte, sondern seit der Kirchenreform des 11. Jahrhunderts ihre Amtsträger sogar explizit zur Ehelosigkeit verpflichtete. Zahlreiche rechtliche Privilegien schützten Kleriker in Situationen, in denen Laien ohne familiäre Absicherung schutzlos gewesen wären.

Aber auch die von Laien für Laien geschaffenen Entlastungsinstitutionen entfalteten sich unter dem Schutz des Kirchenrechts. Hospitäler dienten der Versorgung von Alten, Kranken und Gebrechlichen; zugleich fungierten sie als Altenstift: Wer über genügend Besitz verfügte, konnte für sein Alter vorsorgen, indem er sich als Pfründner in ein Hospital einkaufte. Er sicherte sich so ein komfortables Zimmer, angemessene Versorgung und Pflege, ohne seiner Familie zur Last zu fallen.

Auch innerhalb der Familie teilten sich die Eltern die Aufgabe der Versorgung und Erziehung ihrer Kinder frühzeitig mit Personen außerhalb der eigenen Familie: Wohlhabende Frauen ließen ihre Kinder durch Ammen stillen. Kinder wurden oft schon frühzeitig aus dem Haus gegeben: Adlige Mädchen konnten schon im Kleinkindalter an den Hof des Bräutigams geschickt werden, für den sie bestimmt waren, um in dem Umfeld aufzuwachsen, in dem sie später auch leben würden (so z. B. die als ungarische Königstochter geborene heilige Elisabeth von Thüringen). Adelsöhne wurden oft schon im Alter von sechs Jahren an fremde, meist höherrangige Höfe gegeben, um dort die Chance zu haben, Freundschafts- und Beziehungsnetzwerke aufzubauen, die sie später benötigten, um ihren Platz in der Adelsgesellschaft zu finden und zu behaupten (ähnlich wie noch heute Familien der englischen Oberschicht ihre Söhne frühzeitig in Eliteinternate geben, die diesen Titel nicht in erster Linie wegen der Qualität der dort gebotenen Ausbildung verdienen, sondern weil sie den Kindern und Jugendlichen die Chance geben, gemeinsam mit anderen Angehörigen der zukünftigen Elite aufzuwachsen und erzogen zu werden).

Kinder höriger Bauern arbeiteten oft als Magd oder Knecht im Haus oder auf dem Herrenhof des Grundherrn, wo sie bessere Lebensbedingungen genossen als in dem vielfach von Mangel und Entbehrung bestimmten Haushalt ihrer eigenen Eltern. Handwerkersöhne wurden bereits früh zur Ausbildung in andere Betriebe gegeben, durchaus oft entfernt vom elterlichen Haushalt. Die Notwendigkeit, spä-

ter ein europaweit operierendes Handelshaus zu leiten, führte die Söhne großer Kaufmannsfamilien bereits in jugendlichem Alter unter die Obhut fremder Lehrherren in weit entfernten Ländern.

Die Fürsorge der Eltern verwirklichte sich nicht notwendig dadurch, dass sie persönlich für ihre Kinder da waren, sondern mindestens ebenso oft, wenn nicht öfter, dadurch, dass sie ihnen außerhalb des eigenen Haushaltes die bestmöglichen Bedingungen für ein Hineinwachsen in eine ihrem Stand und ihrer Herkunft entsprechende Stellung boten.

Der Weg zu einer geistlichen Laufbahn setzte im Früh- und Hochmittelalter die Weggabe an ein Kloster schon im Kleinkindalter voraus. Die Studierenden der im späteren Mittelalter entstehenden Universitäten waren keineswegs junge Erwachsene, sondern Jugendliche, die in einem Alter allein ins oft ferne Ausland geschickt wurden, in dem heute allenfalls die gut überwachte Teilnahme an einem organisierten Schüleraustausch als verantwortbar gilt.

Auch um die Homogenität der Kernfamilie war es im Mittelalter kaum besser bestellt als heute. Ehen dauerten im Durchschnitt eher weniger lang als im 20. Jahrhundert. Die ubiquitäre Verbreitung von Infektionskrankheiten, der häufige Tod von Frauen im Kindbett, das Risiko von Männern bei Arbeitsunfällen oder im Krieg zu Tode zu kommen trugen dazu bei, dass die Einschränkung „bis dass der Tod euch scheidet“ eine realistische Perspektive war, der sich Ehepaare nicht erst im hohen Alter stellen mussten. Nicht umsonst ist die Stiefmutter, die ihre eigenen Kinder den Kindern aus erster Ehe vorzieht, fester Bestandteil des deutschen Märchens. Die soziale Realität der Vormoderne war geprägt von Patchwork-Familien und Fremdbetreuung: Kinder aus mehreren Ehen bildeten häufig zusammen eine Familie; große Teile der Kleinkindversorgung und Erziehung leisteten Ammen, andere Familien und Haushalte oder geistliche Institutionen.

Die Herausforderung, fünfzig und mehr Ehejahre miteinander zu gestalten und die eigene Partnerschaft über viele Wandlungen hinweg immer neu zu erfinden, stellte sich in der Vormoderne jedenfalls nur sehr wenigen Paaren. Hierzu trug auch die Tatsache bei, dass öfter als heute ein großer Altersunterschied die Ehepartner trennte. Männer, die ihre Frau im Kindbett verloren hatten, heirateten oft rasch erneut, und zwar dann oft deutlich jüngere Frauen. Umgekehrt konnte eine Witwe eines Meisters einem jungen Handwerksgesellen den Aufstieg zum selbständigen Meister ermöglichen, wenn er bereit war, sie zu heiraten. Als die Universitäten im späteren 15. Jahrhundert zunächst zögerlich, dann in größerem

Umfang auch verheiratete Professoren zuließen, bildete sich auch hier ein Muster aus, das erhebliche Altersunterschiede eher zur Regel als zur Ausnahme machte. Da den verheirateten Gelehrten der Zugang zu kirchlichen Pfründen versperrt war, die Bezahlung der Lehre aber für die Unterhaltung einer Familie nicht ausreichte, heiratete ein angehender Professor häufig zunächst eine reiche ältere Witwe, um dann nach deren Tod mit ihrem Vermögen an die Gründung einer eigenen Familie mit einer wesentlich jüngeren zweiten Frau zu gehen.

Die Ehe als staatlich geschützter sicherer Ort im Sturm des gesellschaftlichen Wandels, die Familie als Ort der Kindererziehung und der generationenübergreifenden Solidarität: Die Traditionen, um deren Bewahrung es in den aktuellen politischen Debatten geht, sind nicht Traditionen des christlichen Mittelalters, sondern des bürgerlichen 19. Jahrhunderts. Das bedeutet nicht, dass diese Traditionen schlecht sind; sie sind jedoch dem historischen, sozialen und kulturellen Wandel unterworfen und deshalb immer wieder neu auf ihre soziale Funktionalität hin zu prüfen. Die Frage, wie die sozialen Beziehungen in einer Gesellschaft organisiert werden, muss von Generation zu Generation neu verhandelt werden, aus den Erfahrungen der Vergangenheit, aber für die Gesellschaft der Gegenwart und mit Blick auf die Zukunft.

### Bibliographische Hinweise

Für Hinweise, die in die abschließende Gestaltung des Textes eingeflossen sind, danke ich Herrn Prof. Dr. Rüdiger Schnell (Basel).

*Zu den Unterschieden zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Universitätssystem gelten noch heute die Beobachtungen, die Erwin Panofsky vor mehr als einem halben Jahrhundert machte:* Erwin PANOFSKY, *The History of Art*, in: *The Cultural Migration. The European Scholar in America.*, hrsg. v. Franz L. Neumann/Henri Peyre/Erwin Panofsky/Wolfgang Köhler/Paul Tillich, Philadelphia 1953, S. 82–111 (dt. Übers.: *Epilog. Drei Jahrzehnte Kunstgeschichte in den Vereinigten Staaten. Eindrücke eines versprengten Europäers*, in: Erwin Panofsky, *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst (Dumont-Kunst-Taschenbücher 33)*, Köln 1978, S. 379–389 und 394–398). *Zu den Unterschieden in der Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses in beiden Systemen vgl. Max WEBER, Wissenschaft als Beruf (Vortrag 1919)*, in: Max Weber, *Schriften 1894–1922*, hrsg. v. Dirk Kaesler, Stuttgart 2002 (Kröners Taschenbuchausgabe 233), S. 474–511 (Erstveröffentlichung: *Der Sozialismus. Geistige Arbeit als Beruf. Vier Vorträge vor dem Freistudentischen Bund, München/Leipzig 1919*; in zahlreichen Fassungen online verfügbar, z.B. [www.textlog.de/weber\\_wissen\\_beruf.html](http://www.textlog.de/weber_wissen_beruf.html)). – *Zu Ehe und Fa-*

*milie im Grundgesetz*: Thorsten KINGREEN, Das Grundrecht von Ehe und Familie (Art. 6 I GG), in: Jura 1997, S. 401–408. – *Zur Entstehung der familienbezogenen Inhalte der Weimarer Reichsverfassung*: Rebecca HEINEMANN, Familie zwischen Tradition und Emanzipation. Katholische und sozialdemokratische Familienkonzeptionen in der Weimarer Republik (Schriftenreihe der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte 11), München 2004, S. 67–108. – *Zum sozialen Wandel von Familie, Ehe und Partnerschaft im 19. und 20. Jahrhundert*: Rüdiger Peuckert, Familienformen im sozialen Wandel, Wiesbaden 2005; Stephanie COONTZ, Marriage, a History. From Obedience to Intimacy or How Love Conquered Marriage, New York 2005 (dt. Übers.: In schlechten wie in guten Tagen. Die Ehe – eine Liebesgeschichte, Bergisch Gladbach 2006); John R. GILLIS, A World of Their Own Making. Myth, Ritual and the Quest for Family Values, New York 1996 (dt. Übers.: Mythos Familie. Auf der Suche nach der eigenen Lebensform, Weinheim 1997); Stephanie COONTZ, The Way We Never Were. American Families and the Nostalgia Trap, New York 1992; Anthony GIDDENS, Transformations of Intimacy. Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies, Cambridge 1992; John R. GILLIS, From Ritual to Romance. Toward an Alternative History of Love, in: Carol Z. STEARNS/Peter N. STEARNS, Emotion and Social Change. Towards a New Psychohistory, New York 1988, S. 87–121; Beth BAILEY, From Front Porch to Back Seat. Courtship in 20th Century America, Baltimore 1988. Die historische Wandelbarkeit der Ehe als Institution hatte im ausgehenden 19. Jahrhundert, als die Durchsetzung der romantischer Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft die Ehe revolutionierten, bereits einmal in ähnlicher Weise das Interesse der Forschung gefunden: Edvard Alexander Westermarck, The History of Human Marriage, London 1891 (dt. Übers.: Geschichte der menschlichen Ehe, Berlin 1893). – *Zur Bedeutung des Ehekonsenses im Mittelalter*: Christina DEUTSCH, Konsensehe oder Zwangsheirat? Zur mittelalterlichen Rechtsauffassung „consensus facit matrimonium“, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005), S. 677–690. – *Zur Praxis der Mehrehe und schließlichen Durchsetzung des kirchlichen Monogamiegebotes in der Karolingerzeit*: Klaus VAN EICKELS, Des épouses multiples à l’héritier unique. La transition vers la monogamie en Europe carolingienne, in: Der Mann als sexuelles Wesen/L’homme, créature sexuelle. Zur Normierung männlicher Erotik/La normation de l’érotisme masculin, hrsg. v. Michael Groneberg, Fribourg 2006, S. 127–142; Michael BORGOLTE, Kulturelle Einheit und religiöse Differenz. Zur Verbreitung der Polygynie im mittelalterlichen Europa, in: Zeitschrift für historische Forschung 31 (2004), S. 1–36; Andrea ESMYOL, Geliebte oder Ehefrau? Konkubinen im frühen Mittelalter (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 52), Köln 2002; Else EBEL, Der Konkubinat nach altwestnordischen Quellen. Philologische Studien zur sogenannten „Friedelehe“ (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 8), Berlin/New York 1993; Ruth Mazo KARRAS, Concubinage and Slavery in the Viking Age, in: Scandinavian Studies 62 (1990), S. 141–162. Das Konstrukt der Friedelehe geht zurück auf Herbert MEYER, Friedelehe und Mutterrecht, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 47 (1927), S. 198–286; Herbert MEYER, Ehe und Ehefassung der Germanen, in: Festschrift Ernst Heymann mit Unterstützung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin ... zum 70. Geburtstag am 6. April 1940. 1: Rechtsgeschichte, Weimar 1940, S. 1–51; zum Hintergrund zur Debatte um das Mutterrecht im 19. und 20. Jahrhundert vgl. Uwe

WESEL, Der Mythos vom Matriarchat, Frankfurt 1980. Die Theorie, es habe neben der vollgültigen Muntehe auch freiere Formen der Eheschließung gegeben (Friedelehe, Kebsehe) war bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts anerkannter Stand der Forschung; vgl. z.B. Paul MIKAT, Dotierte Ehe – rechte Ehe. Zur Entwicklung des Eheschließungsrechts in fränkischer Zeit (Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Vorträge G 227), Opladen 1978. Sie hält sich daher in populärwissenschaftlichen Darstellungen bis in die Gegenwart; vgl. z.B. den Artikel „Hochzeit“ von Ute Heers auf [www.planet-wissen.de](http://www.planet-wissen.de) (31.01.2007). – *Zur unehelichen Herkunft Wilhelms des Eroberers*: Elisabeth VAN HOUTS, The Origins of Herleva, Mother of William the Conqueror, in: *The English Historical Review* 101 (1986), S. 399–404; David BATES, William the Conqueror, London 1989, S. 381 f. – *Zu den Rechtsfolgen der Illegitimität und den sozialen Chancen von Klerikersöhnen im Spätmittelalter*: Ludwig SCHMUGGE, Kirche, Kinder, Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter, Zürich/München 1995. – *Neuere Versuche, aus den überlieferten Texten einen unmittelbaren Zugriff auf die Emotionen mittelalterlicher Menschen zu erlangen, vermögen nicht zu überzeugen*: Barbara ROSENWEIN, Emotional Communities in the Early Middle Ages, Ithaca 2006. – *Zum Stellenwert emotionaler Bindungen im mittelalterlichen Verständnis der Ehe*: Rüdiger SCHNELL, Sexualität und Emotionalität in der vormodernen Ehe, Köln/Weimar 2002; Rüdiger SCHNELL, Liebesdiskurs und Ehediskurs im 15. und 16. Jahrhundert, in: *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany, 1500–1700*, hrsg. v. Lynne Tatlock (Chloe 19), Amsterdam 1994, S. 77–120; Kitty Chen DEAN, „Maritalis Affectus“. Attitudes Towards Marriage in English and French Medieval Literature (Diss. University of California Davis), Ann Arbor 1979; John Thomas NOONAN, Marital Affection in the Canonists, in: *Studia Gratiana* 12 (1967), S. 481–509. Der Gedanke, daß eine Ehe durchaus auf das Gefühl persönlicher Zuneigung und Liebe gegründet sein kann (und sollte), wird in zahlreichen höfischen Erzählungen des Mittelalters formuliert: Rüdiger SCHNELL, Literatur als Korrektiv sozialer Realität. Zur Eheschließung in mittelalterlichen Dichtungen, in: *Non nova, sed nove. Mélanges de civilisation médiévale dédiés à Willem Noomen*, hrsg. v. Martin Gosman/Jaap van Os (*Medievalia Groningana* 5), Groningen 1984, S. 225–338. – *Zur politischen Bedeutung des Liebes- und Freundschaftsdiskurses im Mittelalter*: Klaus OSCEMA, Freundschaft und Nähe als Institution. Studien zum Symbolcharakter von Gesten räumlich-körperlicher Nähe im spätmittelalterlichen politischen Diskurs, Dresden/Paris 2003; Klaus VAN EICKELS, Vom inszenierten Konsens zum systematisierten Konflikt. Die englisch-französischen Beziehungen und ihre Wahrnehmung an der Wende vom Hoch- zum Spätmittelalter (*Mittelalter-Forschungen* 10), Stuttgart 2002, S. 287–398; Invertito; Klaus VAN EICKELS, ‚Homagium‘ und ‚Amicitia‘. Rituals of Peace and Their Significance in the Anglo-French Negotiations of the Twelfth Century, in: *Francia* 24.1 (1997), S. 133–140; William Averill STOWELL, Old-French Titles of Respect in Direct Address, Baltimore 1908. – *Zur Diskrepanz zwischen weltlicher und kirchlicher Eheauffassung*: Georges DUBY, Medieval Marriage. Two Models from Twelfth-Century France (*Johns Hopkins Symposia in Comparative History* 11), Baltimore 1978; Georges DUBY, Ritter, Frau und Priester, Frankfurt 1988; Peter LEISCHING, Über Liebe und Ehe im Mittelalter (zugleich Besprechung von Georges Duby, Ritter, Frau und Priester), in: *Innsbrucker Historische Studien* 12/13 (1990), S. 371–378. – *Zur eheähnlichen Ausgestaltung mann-männlicher Freund-*

*schaftsbeziehungen im Mittelalter*: Alan BRAY, *The Friend*, Chicago 2003; Pierre CHAPLAIS, *Piers Gaveston. Edward II's Adoptive Brother*, Oxford/New York 1994; Maurice Hugh KEEN, *Brotherhood-in-Arms*, in: *History* 47 (1964), S. 1–17. John BOSWELL, *The Marriage of Likeness. Same-Sex Unions in Pre-Modern Europe*, London 2<sup>1996</sup>, handelt v.a. über Byzanz und das dort verbreitete Ritual der Adelphopoiesis. **Zur Ausgestaltung in der Literatur**: Edith FEISTNER, *Die Freundschaftserzählungen vom Typ 'Amicus und Amelius'*, in: *Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag*, hrsg. v. Klaus Matzel/Hans-Gert Roloff, Bern/Frankfurt am Main/New York 1989, S. 97–130; Huguette LEGROS, 'Ami et Amile'. *Compagnonnage épique et/ou amitié spirituelle*, in: *Bien dire et bien apprendre. Revue de médiévistique (Centre d'études médiévales et dialectales de Lille III)* 6 (1988), S. 113–129; R. E. BENNETT, *Walter Map's 'Sadius and Galo'*, in: *Speculum* 16 (1941), S. 34–56. – *Zum Verhältnis von Ehediskurs und Freundschaftsdiskurs im Hochmittelalter*: Hugo de Sancto Victore, *De virginitate beatae Mariae* (ed. Migne; PL 176), Sp. 857–876, hier Sp. 873D: *Si, inquit, aliud non est conjugium, nisi talis societas, in qua excepto quoque carnis commercio ex pari consensu, uterque semetipsum debet alteri debito conservandi et non negandi se ad eam, quae in communi est societate, inseparabilem unionem ac fidem: cur etiam in eodem sexu conjugium rectissime ac sanctissime celebrari non possit et individua societas laudabili charitate sanciri? Quid enim impedit ut vir virum, et femina feminam tali sibi pactionis foedere et societatis amore non astringat?*; vgl. Klaus VAN EICKELS, *Tender Comrades. Gesten männlicher Freundschaft und die Sprache der Liebe im Mittelalter*, in: *Invertito* 6 (2004), S. 9–48; Klaus VAN EICKELS, *Kuss und Kinngriff, Umarmung und verschränkte Hände. Zeichen personaler Bindung und ihre Funktion in der symbolischen Kommunikation des Mittelalters*, in: *Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘ Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, hrsg. v. Jürgen Martschukat/Steffen Patzold (Norm und Struktur 19), Köln 2003, S. 133–159; Hans ZEIMENTZ, *Ehe nach der Lehre der Frühscholastik. Eine moralgeschichtliche Untersuchung zur Anthropologie und Theologie der Ehe in der Schule Anselms von Laon und Wilhelms von Champeaux*, bei Hugo von St. Viktor, *Walter von Mortagne und Petrus Lombardus (Moraltheologische Studien. Historische Abteilung 1)*, Düsseldorf 1973; Henri A. ALLARD, *Die eheliche Lebens- und Liebesgemeinschaft nach Hugo von St. Victor*, Rom 1962. – *Zur Vorstellung von der Sexualität des Menschen vor dem Sündenfall und zur Bedeutung der Genitalien Christi in der Kunst an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*: Leo STEINBERG, *The Sexuality of Christ in Renaissance Art and in Modern Oblivion*, Chicago 2<sup>1996</sup> (mit ausführlicher Diskussion der 1991 in englischer Sprache erschienenen Kritik der ersten Auflage: Caroline Walker BYNUM, *Der Leib Christi im Spätmittelalter. Eine Erwiderung auf Leo Steinberg*, in: *Caroline Walker Bynum, Fragmentierung und Erlösung*, Frankfurt am Main 1996, S. 61–108). – *Zur Bedeutung fleischlichen Vereinigung der Ehegatten*: Philippe TOXÉ, *La 'copula carnalis' chez les canonistes médiévaux*, in: *Mariage et sexualité au Moyen Âge. Accord ou crise?*, hrsg. v. Michel Rouche (*Cultures et civilisations médiévales* 21), Paris 2000, S. 123–133; Hans-Werner GOETZ, „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei ...“. *Ehe und Familie zwischen geistlichen und weltlichen Zwängen*, in: *Gerd Althoff/Hans-Werner Goetz/Ernst Schubert, Menschen im Schatten der Kathedrale*, Darmstadt 1998, S. 115–138 (dort auch S. 136 die Übersetzung des Zitats von Haymo von Auxerre PL 117, S. 543 f.: *Apostolus respondit: Bonum quidem esse ab uxore abstinere, sed melius esse accipere, quam*

*cum alterius perpetrare adulterium aut aliquo modo fornicationem. Uxori vir debitum red-  
dat, similiter autem et uxor viro, id est non se subtrahant ab invicem a coi-  
tu: volente viro concumbere, locum det et licentiam mulier. Similiter et vir ser-  
viet mulieri, reddens ei debitum concumbendi, illa volente Mulier sui corporis, id est sui genitalis  
membri, potestatem non habet, ut prohibeat viro coitum, sed in viri potestate est. Similiter vir sui  
corporis, id est sui verendi sive genitalis membri, non habet potestatem, ut mulieri prohibeat coi-  
tum, sed in mulieris potestate est. Sic sibi sunt invicem debitores, et quod maius est, servi, ut una  
debeat esse voluntas in lege naturae. Dies festi, diesque purgationis, et ipsa ratio conceptus et  
partus juxta legem cessari his debere monstrantur. Nolite fraudare invicem, id est nolite vos sub-  
trahere ab invicem, ne forte discessio generet fornicationem, nisi forte ex consensu, id est com-  
muni voluntate et consilio, ut vacetis orationi ad tempus.* – *Zur Entstehung und Verbreitung des  
Motivs der Josephsehe im Mittelalter:* Dyan ELLIOTT, *Spiritual Marriage. Sexual Abstinence in  
Medieval Wedlock*, Princeton 1993. – *Zur Frage der fehlenden Gemeinschaft Tisch und Bett als  
Indiz für das Vorliegen einer Scheinehe:* Jahresbericht des Datenschutzbeauftragten Berlin  
1995 (<http://www.datenschutz-berlin.de/jahresbe/95/5f.htm>). – *Zur Entwicklung des kirchli-  
chen Eherechts im 12. und 13. Jahrhundert:* Rudolf WEIGAND, *Liebe und Ehe bei den Dekreti-  
sten des 12. Jahrhunderts*, in: *Love and Marriage in the Twelfth Century*, hrsg. v. Willy van  
Hoecke/Andries Welkenhuysen (*Mediaevalia Lovaniensia* 1.8), Leuven 1981; Rudolf WEIGAND,  
*Liebe und Ehe im Mittelalter* (*Bibliotheca eruditorum* 7), Goldbach 1993. – *Zur Ehe auf Zeit  
im Islam:* Shahla HAERI, *Law of Desire. Temporary Marriage in Iran*, Syracuse/London 1989;  
Werner ENDE, *Ehe auf Zeit (mut'a) in der innerislamischen Diskussion der Gegenwart*, in: *Die  
Welt des Islam* N.S. 20 (1980), S. 1–43; vgl. auch Asouf ATI, *Islam Rethought. Gender, Sexual-  
ity, and Marriage in Islam* ([http://cyber\\_bangla0.tripod.com/aa/Islam\\_Rethought.html](http://cyber_bangla0.tripod.com/aa/Islam_Rethought.html)), S.  
80–98 (chapter 7: *Sexuality of the Muslim Premarried and Unmarried*); Sachiko Murata, *Tempo-  
rary Marriage in Islamic Law*, in: *Al-Serat. A Journal of Islamic Studies* 18.1 ([http://www.  
al-islam.org/al-serat/muta/](http://www.al-islam.org/al-serat/muta/)); zur Praxis in den USA vgl. <http://www.mutah.com/index.htm>.  
– *Zur Geschichte der Familie (insb. im Mittelalter):* Andreas GESTRICH/Jens-Uwe KRAUSE/Mi-  
chael MITTERAUER, *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003, S. 160–363. Michael MITTERAUER, *Die  
Familie als historische Sozialform*, in: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwan-  
del der Familie*, hrsg. v. Michael Mitterauer/Reinhard Sieder, München 21980, S. 13–37; Mi-  
chael MITTERAUER, *Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie*, in: ebd., S. 38–63. Die  
Diskussion um die Entwicklung der Familie in der Vormoderne wurde in den letzten Jahr-  
zehnten im wesentlichen durch die Auseinandersetzung mit drei Thesen geprägt: (1) Die  
Goody-These, derzufolge die Kirche an der Wende von der Antike zum Frühmittelalter das  
Verbot der Verwandtenehe durchsetzte, um möglichst viele Güter dem Erbgang zu entziehen  
und für Stiftungen verfügbar zu machen: Jack GOODY, *Geschichte der Familie*, München 2002;  
Jack GOODY, *The European Family*, Jack GOODY, *Die Entwicklung von Ehe und Familie in Euro-  
pa*, Berlin 1986; zur Entwicklung des kirchlichen Eherechts im Frühmittelalter und ihre Aus-  
wirkungen auf die Familienstrukturen vgl. jetzt Karl UBL, *Die Ordnung von Ehe und Familie.  
Christliche Inzestgesetzgebung im ersten Jahrtausend*, Habilitationsschrift Tübingen 2007.  
(2) Die Schmid-Duby These, derzufolge sich die Familienstruktur um das Jahr 1000 von ein-  
nem kognatischen Sippenverband mit gleichberechtigter Einbeziehung der Verwandtschaft

in weiblicher Linie, aber geringer historischer Tiefe zum agnatischen adligen Haus mit weit zurückreichender Herleitung von einem Spitzenahn, aber einseitiger Betonung der männlichen Linie wandelten: Georges DUBY, Ritter, Frau und Priester, Frankfurt 1988, S. 106 f.; Karl SCHMID, Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 105 (1957), S. 50–55; Karl Schmid, Geblüt, Herrschaft, Geschlechterbewusstsein. Grundfragen zum Verständnis des Adels im Mittelalter, aus dem Nachlaß hrsg. v. Dieter Mertens/Thomas Zotz (Vorträge und Forschungen 44), Sigmaringen 1998; zur Entwicklung im späteren Mittelalter vgl. Jean-Marie MOEGLIN, Zur Entwicklung dynastischen Bewußtseins der Fürsten im Reich vom 13. zum 15. Jahrhundert, in: Die Welfen und ihr Braunschweiger Hof im hohen Mittelalter (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 7), hrsg. v. Bernd Schneidmüller, Wiesbaden 1995, S. 523–540; Karl-Heinz SPIESS, Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts (VSWG Beihefte 111), Stuttgart 1993. (3) Die Hajnal-These, derzufolge Europa entlang der Linie Triest-St. Petersburg in zwei Gebiete grundsätzlich unterschiedlichen Heiratsverhaltens zerfällt („joint household system“ in Osteuropa: frühe Eheschließung im elterlichen Haushalt mit sehr niedriger Zölibatsquote; „simple household system“ in Mittel- und Westeuropa: Eheschließung erst nach Erlangung der wirtschaftlichen Selbständigkeit mit entsprechend hohem Heiratsalter und hoher Zölibatsquote all derjenigen, denen es nicht gelingt, eigenständige Hausherrstellung zu erlangen): John HAJNAL, European Marriage Patterns in Perspective, in: Population in History. Essays in Historical Demography, hrsg. v. D.V. Glass/D.E.C. Eversley, London 1965, S. 101–143; John HAJNAL, Two Kinds of Preindustrial Household Formation System, in: Population and Development Review. 8 (1982), S. 449–94; vgl. Peter Laslett, Family and Household as Work Group and Kin Group, in: Richard Wall/Jean Robin/Peter Laslett, Family Forms in Historic Europe, Cambridge 1983, S. 513–564; Pier Paolo VIAZZO, What's so special about the Mediterranean? Thirty years of research on household and family in Italy, in: Continuity and Change 18 (2003), S. 111–137; Marriage and the Family in Eurasia. Perspectives on the Hajnal Hypothesis, hrsg. v. Theo ENGELN/Arthur P. WOLF (Life at the extremes 1), Amsterdam 2005. – *Zum Verhältnis von Eltern und Kindern im Spätmittelalter*. Matthias BEER, Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400–1550), Nürnberg 1990; Matthias BEER, Das Verhältnis zwischen Eltern und ihren jugendlichen Kindern im spätmittelalterlichen Nürnberg. Kaufmännische Ausbildung im Spiegel privater Korrespondenzen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 77 (1990), S. 91–153; Matthias BEER, „Et sciatis nos fortiter studere“. Die Stellung der Jugendlichen in der Familie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Das Andere Wahrnehmen. Beiträge zur europäischen Geschichte (FS August Nitschke), hrsg. v. Martin Kintzinger/Wolfgang Stürner/Johannes Zahlten, Köln/Weimar/Wien 1991, S. 385–407. – *Zur Entwicklung der Kindersterblichkeit seit dem Mittelalter*. Arthur E. IMHOF, Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay, München 1981; Arthur E. IMHOF, Die Lebenszeit. Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens, München 1988, S. 54–92 (insb. zu den erheblichen sozialen Unterschieden, die dazu führten, dass in ein und derselben

Region die Kindersterblichkeit in einigen Familien weit über 50% lag, in anderen dagegen nahezu zu vernachlässigen war); Determinanten der Bevölkerungsentwicklung im Mittelalter, hrsg. v. Bernd HERRMANN/Rolf SPRANDEL, Weinheim 1987. Zur Entwicklung in der Region: Helmut HAAS, Kindersterblichkeit in Oberfranken im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Archiv für die Geschichte von Oberfranken 82 (2002), S. 145–160. Zur Bedeutung der Stillpraxis für regionale Differenzen in der Kindersterblichkeit vgl. Ole Jørgen BENEDICTOW, The Milky Way in History. Breast Feeding, Antagonism Between the Sexes and Infant Mortality in Medieval Norway, in: Scandinavian Journal of History 10 (1985), S. 19–53; Hallie John KINTNER, Trends and Regional Differences in Breastfeeding in Germany from 1871 to 1937, in: Journal of Family History 10 (1985), S. 163–182; Friedrich Wilhelm MÜLLER, Über die Ursachen des Nichtstillens auf der schwäbisch-bayrischen Hochebene nebst geschichtlichen Notizen über das Nichtstillen überhaupt (Diss. med.), München 1891. – Zur Stellung der verheirateten Professoren an den Universitäten des ausgehenden Mittelalters: Wolfgang Eric WAGNER, ‚uxorati‘ - ‚conjugati‘ - ‚bigami‘. Die Verheirateten an der spätmittelalterlichen Universität, in: Rostocker Universitätsreden N.F. 16, Rostock 2007.

### Über den Autor

Klaus van Eickels (\*1963), Studium der Geschichte und der klassischen Philologie in Düsseldorf, München und Aix-en-Provence, Dr. phil. Düsseldorf 1993 (Die Deutschordensballei Koblenz und ihre wirtschaftliche Entwicklung im Spätmittelalter, Marburg 1995), Habilitation Bamberg 2001 (Vom inszenierten Konsens zum systematisierten Konflikt. Die englischfranzösischen Beziehungen an der Wende vom Hoch- zum Spätmittelalter, Stuttgart 2002), 2004 Professur für Geschichte des Spätmittelalters an der Universität des Saarlandes, 2005 Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 2006–2008 Geschäftsführender Direktor des Zentrums für Mittelalterstudien und des Instituts für Geschichte der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 2007–2009 Prodekan der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Forschungsschwerpunkte: England und Frankreich im Mittelalter, Kaiser Friedrich II., personale Bindungen im Mittelalter (Verwandtschaft, Freundschaft, Liebe, Ehe, Lehenstreue).

#### *Bibliographische Angaben für diesen Aufsatz:*

Klaus VAN EICKELS, Ehe und Familie im Mittelalter, in: Geisteswissenschaften im Profil. Reden zum Dies Academicus, hrsg. v. Godehard Ruppert (Schriften der Otto-Friedrich Universität Bamberg 1), Bamberg 2008, S. 43–65.



BERT G. FRAGNER

# Kulturkontakt und Kulturtransfer entlang der Seidenstraße

Ein Langzeitphänomen der eurasischen Geschichte

**Rede gehalten zum Dies Academicus  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 17. November 2000**

Dieser Beitrag ist von mehreren Intentionen geprägt. Zum Einen möchte ich einen Beitrag zur Theorie des Kulturkontakts liefern. Darüber hinaus liegt mir daran, ein Plädoyer für einen erweiterten Kulturbegriff einzulegen, der vor allem Gesichtspunkte der Alltags- beziehungsweise der so genannten materiellen Kultur berücksichtigt. Insbesondere bei der Frage nach der Beschaffenheit der Vehikel von Prozessen von Kulturkontakten und Zivilisationstransfers ist m. E. wichtig, nicht nur auf die Übernahmeformen von geistigen Produktionen – Weltanschauungen, Religionen, philosophischen Lehren und derlei mehr – zu schauen, sondern die Aufmerksamkeit auch auf die weniger bewusst übernommenen Kulturgüter zu richten, die durch Handelsaktivitäten, politische Entwicklungen und durch Völkerwanderungen, vor allem aber in sehr langen Zeiträumen diffundieren. Schließlich sollen gerade vor dem Hintergrund dieser Langzeitlichkeit an Hand des eurasischen Großkontinents – wobei durchaus zeitweilig auch Nordafrika, also die südliche Mittelmeerküste, berührt werden mag – Aspekte von vormodernen Vorläufern dessen, was wir neuerdings Globalisierung nennen, bis in frühgeschichtliche Epochen zurückverfolgt werden. Wenn sich schließlich der Gedanke aufdrängen mag, dass eventuelle besondere Identitätsmomente Europas weniger in der Einzigartigkeit dieses Erdteils begründet sein mögen, sondern in seiner langzeitlichen Einbettung in eine mindestens bis in das frühe Altertum zurückreichende eurasia-

tische Gesamtstruktur, deren Verbindungslinien sich mit der Zeit immer deutlicher heraus zu stellen scheinen, so ist das durchaus meine Absicht. Es waren nicht nur die frühen Indoeuropäer, die von allem Anfang an sowohl eine innerasiatische wie auch eine europäische Komponente aufwiesen. Zu viele Kulturelemente zwischen Europas atlantischen Zonen und der pazifischen Küste Ostasiens sind raumübergreifend, als dass daraus nicht die Berechtigung abgeleitet werden könnte, neben den Differenzen in dieser kontinentalen Landmasse auch nach den langfristig übergreifenden Gemeinsamkeiten und Analogien zu fragen.

Es werden also die Fragen nach der Beschaffenheit von Kulturtransfer als einem komplexen langzeitlichen Prozess von Austausch, Weiterreichung und Entgegennahme verbunden mit der revisionistischen Kritik an europazentrischen Sichtweisen und mit der Aufforderung, Fragen der materiellen und der Alltagskultur mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als das weithin üblich ist.

Ich erlaube mir, in mein Thema mit einem Kochrezept einzusteigen. Das mag für manche überraschend erscheinen, aber der Zweck liegt darin, die soeben dargelegten Erwägungen zu illustrieren und argumentativ zu stützen.

Einen aus Weizenmehl, Eiern und Wasser gekneteten Nudelteig flach walzen – das Weizenmehl kann durch Reismehl ersetzt werden. Je nach gewünschter Größe mit einem geeigneten runden Gefäß Teigkreise ausstechen, diese mit einem löffelgroßen Stück Fülle belegen, zusammenklappen, Täschchen formen und in sprudelnd kochendem Wasser garen, servieren.

Bisher könnte es sich um *ravioli* oder *tortellini* handeln, ferner um Kärntner Kasnudeln, Tiroler Schlutzkrapferl, schwäbische Maultaschen, aber auch – je nach Fülle – um polnische *pierozki*, sibirisch-russische *pelmeni*, türkische *mantı* oder Ähnliches. Sollten sie nicht gekocht, sondern im Dampf gedünstet worden sein, könnten es auch usbekisch-tadschikisch-ughurische *mantu* aus Mittelasien sein oder mongolische Fleischtäschchen, oder chinesische *mandou*, die in der Größe von zwei bis etwa fünfzehn Zentimeter Durchmesser variieren können. Ersetzten wir bei den Dimensionen der letzteren die Nudelmasse durch einen Teig aus Kartoffeln, wären wir bei den sogenannten Mühlviertler Fleischknödeln in Oberösterreich gelandet, die sich neben dem Kartoffelteig allenfalls durch die Verwendung von Geräuchertem für die Fülle von ihrem chinesischen Counterpart unterscheiden.

Wir können noch einen Schritt weiter gehen: Nach dem chinesischen Vorbild dafür nennen die Japaner eine nah verwandte Speise *gyoza*, die dann allerdings weder in kochendem Wasser, noch im heißen Dampf gegart, sondern in einer Pfanne herausgebraten und dann gar gedämpft wird. Das gleiche Modell ist ebenfalls weiß Gott wo in der Welt anzutreffen, wobei wiederum der Inhalt variieren und die Hülle entweder aus Nudel- oder Hefeteig gestaltet werden mag: *samosa* heißt das in Indien, *samsa* in Mittelasien, *sambusaj* nennen es die Araber. All das ist schon vor 1500 Jahren im inzwischen ausgestorbenen Mittelpersischen durch den Begriff *sambosag* belegt. Im Russischen konstituiert das eine besondere Form der schon erwähnten Pirogen, im Spanischen sprechen wir von *empanadas*.

Auch für diese gebratenen Teigtäschchen können wir ein breites Band über den Globus ziehen: von Japan und China durch Zentral- nach Vorderasien, von dort aus den Subkontinent einschließend, dann über das arabische Nordafrika weiter bis zur Iberischen Halbinsel und über die atlantischen Handelsrouten der Portugiesen und Spanier bis weit ins Lateinamerikanische hinein!

Handelt es sich bei dieser Kaskade von Rezepten um die Veranschaulichung der Kreativität des menschlichen Geistes, der es sich nicht nehmen lässt, an unterschiedlichsten Stellen dieser Welt Ähnliches oder gar Gleiches zu erfinden? Oder sind die diversen Ausprägungen der „Gefüllten Nudeln, Klöße oder Knödel“ zwischen Japan und Italien bzw. Südamerika gewissermaßen archäologisch zu interpretierende Überreste eines in Zeit und Raum weitausgreifenden Kulturtransfers, der über mehr als zwei Jahrtausende die Welt des Mittelmeers mit dem Fernen Osten in Kontakt gebracht hat, lange bevor die beiden Kontaktpartner realiter und bewusst voneinander Kenntnis genommen haben?

Ich plädiere für Letzteres und wende mich dem Begriff der Seidenstraße zu. Wie ich hoffentlich mit meinen bisherigen Beispielen vorführen konnte, scheint diese Seidenstraße ja wortwörtlich in „aller Munde“ zu sein, wenn wir all die Tortellini, Pirogen, Empanadas, Maultaschen und so weiter als Zeugen eines langzeitlichen kulturellen Vermittlungsprozesses zwischen Ost und West betrachten.

Jahrtausende hindurch verbanden die zahlreichen Verkehrswege dieser Seidenstraße, die ja nicht etwa eine einzige, definierte Route, sondern vielmehr ein dichtes und ausgedehntes Netz von transregionalen Karawanenstraßen und -wegen war, den Fernen Osten mit den Küsten des östlichen Mittelmeers und Europa und fungierten als Träger des Kulturtransfers in der vormodernen Alten Welt. Durch

iberische Vermittlung wurde dieser Transfer vom 16. bis zum 18. Jahrhundert über den Atlantik in den amerikanischen Kontinent getragen.

Das bedeutet natürlich nicht, dass die jeweiligen Rezipienten dieser Transferprozesse das jeweilige Ausgangsprodukt in kollektivem Bewusstsein über seine eigentliche Herkunft entgegengenommen haben, wie das heute in vergleichbaren Fällen mit großer Wahrscheinlichkeit der Fall wäre. In unseren Tagen etwa ein chinesisches Gericht zu rezipieren, bedarf keiner Seidenstraße mehr – die entsprechende Speise wird im „chinesischen Restaurant um die Ecke“ konsumiert oder auf einer bildenden Urlaubsreise entdeckt. Hier gibt es nichts zu rekonstruieren, und es schieben sich keine verfremdende Vermittlungsfaktoren zwischen Ursprung und Rezipienten hinein.

Den vormodernen Kulturtransfer, dem wir viele unserer heute noch akzeptierten, in vielen Fällen als ureigen verstandenen Kulturstandards verdanken, müssen wir uns anders vergegenwärtigen: Der direkte Vorgang der Übernahme ist die Ausnahme. Als Randbemerkung erlaube ich mir den Hinweis darauf, dass solche vermittelte Transferabläufe heute keineswegs aus unserer kulturellen Welt verschwunden sind, aber die zunehmende direkte Übernahme ist sicherlich ein Indiz für das heute oft beschworene Phänomen der verbal allgegenwärtigen Globalisierung.

Wir müssen uns den vormodernen Kulturtransfer – auch an der Seidenstraße – als kulturvermittelnden Faktor etwa so vorstellen wie eine der langen interurbanen Zugverbindungen, die die Deutsche Bahn heutzutage als IC-, EC- oder ICE-Verbindungen konstituiert hat. Denken wir als Beispiel an die wegen ihres langen meridionalen Charakters besonders illustrative ICE-Verbindung München-Berlin-Hamburg-Kiel (bzw. umgekehrt).

Kaum jemand fährt die ganze Strecke von einem Ende zum anderen, also von München nach Kiel bzw. in die andere Richtung. Die Passagiere sind zum größten Teil an kürzere, überschaubare Teilstrecken gebunden, innerhalb derer sie sich bewegen. Sollte ich also von der bayerischen Hauptstadt München an meinen Standort Bamberg in Nordbayern – in Franken – fahren wollen, dann werde ich zwar im Zug einen Fahrplan vorfinden, der spätestens über Berlin hinaus mir unbekannt Zwischenstationen enthält, aber um mich herum sitzen kaum Reisende nach Hamburg oder gar nach Kiel. Ich selbst würde mich bei der angegebenen Strecke ausschließlich auf bayerischem Boden bewegen. Bei der Weiterreise nach Berlin werden im thüringischen Saalfeld, viele Leute zusteigen, von denen diese Linie als die typische Eisenbahnader Thüringens schlechthin erlebt wird, die einen nach Jena

und Naumburg und schließlich in die sächsische Metropole Leipzig bringt. Mit Leipzig wird mein Zug zum Inbegriff Sachsens, und der Umstand ist unabweisbar, dass er – dieser Zug – vor allem dazu da ist, reiselustige Sachsen in die Hauptstadt Berlin zu bringen. Will da schon jemand nach Kiel? Noch immer kaum. Ich habe mir übrigens schon bei dem Studium der Sitzreservierungen meine These über die abschnittshaften Nutzung der Gesamtstrecke bestätigt!

Endlich: Berlin. Darüber hinaus habe ich diesen Zug noch nie in Anspruch genommen, alles Weitere ist also bare Vermutung. Zwischen Berlin Ostbahnhof und Bahnhof Zoo begegne ich zum ersten Mal jenem bisher nur geahnten Menschen, der auf meinem Zug tatsächlich nach Hamburg oder gar nach Kiel reisen will! Das kurze Stück zwischen Berlin Ostbahnhof und Zoo bietet noch Möglichkeiten zur Kommunikation mit diesem neuen Typ Mensch: Man kann etwa den Nachbarplatz, auf dem bisher die Aktenmappe ruhte, an so jemanden „Neuen“ übergeben. Wenn ich aber am Bahnhof Zoo aussteige, erlebe ich flüchtige Begegnungen wie einst Karawanenreisende in Innerasien: Im Aussteigen kreuzen sich meine Wege mit denen, die nunmehr zuhauf meinen Zug, meinen Waggon erklimmen und dann über Spandau in eine unbekannte Welt entschwinden – in eben dem Zug, den ich bisher je nach dem als die typisch bayerische Meridionalachse, als die typisch innerthüringische Verbindungslinie, den typisch sächsischen Metropolanzug erlebt habe, der für mich von Bamberg her selbstverständlich der Berlin-Zug schlechthin ist und der jetzt von Berlin weg in die mecklenburgische Fremde zieht ...

Selbst das Transportpersonal wird dazwischen in Etappen ausgetauscht. Die amtlichen Zungenschläge klingen jeweils anders, wenn sich Sprecher der „neuen Zugteams“ vorstellen und neue Schaffnerinnen sich nach dem Fahrschein erkundigen.

Dennoch finden manche ihren Weg von dem einen bis an das andere Ende. Das gilt nicht nur für den zur Veranschaulichung beschriebenen Zug, sondern auch für den Ablauf wesentlicher Transferprozesse im eurasiatischen Kontinentalraum. Die Zwischenstationen sind es in vielen Fällen, deren Kenntnis wiederum die Außenstellen miteinander gemeinsam haben, ohne notwendigerweise einander direkt in Augenschein genommen zu haben. Es mag also entlang der Stationen so manches Kulturgut gar nicht mehr unter der Kennmarke seiner eigentlichen Herkunft bekannt geworden sein, sondern eher als charakteristisch für den Übermittler.

Deshalb sind *tortellini* und *ravioli* für uns grundsätzlich italienischer Herkunft und nicht chinesischer, und wenn keine Tomaten dabei sind, halten wir derlei Dinge

unter Umständen sogar für typisch heimisch (zum Beispiel schwäbisch)! Wenn engagierte Türkeireisende die dortigen *manti* als kulinarischen Geheimtipp kennen gelernt haben, werden sie darin meistens eher die über das Mittelmeer perzipierte türkische Variante der italienischen Vorbilder vermuten als umgekehrt! In Wirklichkeit tragen aber schon die *manti* eine unmittelbar auf das chinesische *mandou* zurückzuführende Bezeichnung. Zwischen dem Bosphorus und dem Gelben Meer liegen aber immer noch die usbekisch-tadschikischen *mantu*, die allerdings in Zubereitung und Gestaltung schon viel näher am ostasiatischen Grundmuster liegen als ihre gleichbenannten anatolischen Nichten und Neffen! Ungeachtet dessen werden in Mittelasien die *mantu* mindestens im gleichen Ausmaß als echt einheimisch und urverwurzelt verstanden wie in Mitteleuropa die Maultaschen, Schlutzkrapferl und Kasnudeln im Schwäbischen, in Tirol oder am Kärntner Wörthersee.

In diese vormoderne Kulturvermittlungs-Rallye hat noch im Altertum auch der Subkontinent die Kultur Indiens eingebracht, entweder über Verbindungen aus dem Indus über den Hindukusch bzw. das südafghanische Bergland nach Nordwesten, oder über die Karakorumpforte bzw. Westtibet nach Nordosten. Die für China späterhin so bedeutsame Kenntnis des Buddhismus drang dorthin unter anderem auch auf dem Weg von Indien über das heutige Afghanistan vor – es wird später noch darauf zurück zu kommen sein.

Nicht nur Fleischtäschchen und Maultaschen reisten in den letzten zweitausend Jahren (und mehr) entlang der Seidenstraße aus dem Fernen Osten in den mediterranen und schließlich europäischen Westen: Die Geschichte von Agrikultur und Ernährung, so zentral und entscheidend für die Entwicklung der Menschheit in der schon skizzierten Zeitspanne von der sogenannten neolithischen bis zur industriellen Revolution, hat sich ganz besonders das kontinental-eurasiatische Verbindungsband zu Eigen gemacht: eben die besagte Seidenstraße.

Bleiben wir noch ein wenig beim Essen und Trinken: Der berühmten russischen Afghanistan-Expedition von 1929 und dem daran beteiligten Genetiker Vavilov (er ist in den Dreißiger Jahren der bizarren stalinistischen Schule der Biologie zum Opfer gefallen, die unter der Bezeichnung Lyssenkoismus bekannt geworden war) ist die Erkenntnis zu verdanken, dass der nordostiranische Raum, Afghanistan und hier wiederum das antike Baktrien die Urheimat des Weizens gewesen sein könnte. Andere sprechen allerdings von Ostanatolien, also vom westlichen Rand des Iranschen Hochlandes. Von hier aus breitete er sich als Ernährungsgrundlage für viele Völker dieser Welt aus. Auf seiner Grundlage entstand entlang der westlichen Sei-

denstraße und den von ihr beeinflussten Gebieten Europas Brot als Basisnahrungsmittel und vermeintlicher Ursprung jeglicher erfolgreicher kulinarischen Kultur. In der östlich des Tien-Schan-Gebirges gelegenen Kulturlandschaft China wurzelte sich eine andere Kategorie der kulinarischen Weizennutzung ein: die Nudel und all ihre Derivate! In würmigem, geschnittenem oder gefülltem Zustand sollte sie von dort die schon zuvor eingeschlagenen Wege nach Westen zurück beschreiten und die Weizennutzung über die Brottechniken hinaus auch durch Nudeltechnik befördern!

Die Wanderungen von Nahrungsmitteln in der Geschichte Eurasiens zu verfolgen, ist reizvoll, weil auf diesem Gebiet die agrarischen Kulturen der Alten Welt besonders empfänglich gewesen waren und an ihrer Diffusion das Ausmaß von vor-modernem Kulturtransfer besonders deutlich ablesbar wird. Natürlich gibt es auch noch andere Parameter. Einer davon ist die technische Innovation. So ist auf den abflusslosen Hochebenen des Iranischen Hochlandes – also grob gesagt, auf dem Boden der heutigen Staaten Iran und Afghanistan – im frühen Altertum ein spezielles Bewässerungssystem entstanden, das durch Einsatz unterirdischer Kanäle an Berghängen saisonales Schmelzwasser auffing und auf naturschonende Weise das ganze Jahr hindurch kontinuierlich zur Nutzung abgab. Diese fortgesetzt zu wartenden und zu reparierenden unterirdischen Anlagen waren und sind als *kariz* oder *qanat* bekannt und haben schon vor Jahrtausenden ihren Weg in ferner benachbarte Areale gefunden, etwa in die Steppen und Wüstenlandschaften der heutigen chinesischen Provinz Xinjiang, aber auch nach Oman auf der Arabischen Halbinsel, ja sogar bis nach Mitteleuropa, wie das Beispiel des in Luxemburg liegenden Raschpétzer-Qanats belegt.

Wir finden aber auch andere eurasiatische Gemeinsamkeiten sehr früher Herkunft, die sich parallel zu dem Austauschsystem Seidenstraße – sozusagen entlang einer anderen Zugverbindung – vor langer Zeit etabliert haben. Ein Beispiel ist die Verwendung des uralten Getreides Buchweizen: Von den Kelten der atlantischen Küste über Polen, Russland und Sibirien reicht seine Verwendung bis nach Nordchina, vor allem aber nach Japan, wo er – wie auch in der Bretagne – als sehr traditionelles, auch wiederum als ureigen reflektiertes Nahrungsmittel neben dem Reis gilt.

Ein weiterer Indikator für solche transkontinentale Transferverbindungen im Norden ist die Konservierung pflanzlicher Produkte durch Milchsäuerung. Der bekannteste Fall hierfür ist unser Sauerkraut. Wir können eine Sauerkrautzone von

der elsässischen *choucroute* wiederum über Mitteleuropa, Polen, Russland bis zum koreanischen Kimtschi am Pazifik konstruieren! Ähnlich wie Sauerkraut als eines der allertypischsten Komponente „deutschen“, aber auch polnischen und russischen Essens gilt, so ist besagtes *kimtschi*, eine scharf gewürzte und olfaktorisch herausfordernde Variante des Sauerkrauts, das Selbsterkennungessen der Koreaner schlechthin!

Zurück zu den Bedingungen des kulturellen Transfers entlang der Seidenstraße: Unter den Rahmenbedingungen des Islams, also nach dem 7. Jahrhundert, wurde der räumliche Transfer und Austausch erheblich befördert. Während der belgische Historiker Henri Pirenne in seiner klassischen Studie „Mahomet und Karl der Große“ einst die These aufgestellt hatte, durch die Ausbreitung des Islams sei der vormals durch die *Pax Romana* geeinte Mittelmeerraum geteilt und dessen südöstlicher Teil von den Segnungen des Christlichen Abendlandes abgeschnitten worden, hat der kanadische Botanikhistoriker Andrew Watson die provokative rhetorische Frage gestellt: „Islam – A Green Revolution?“ Nach ihm bot gerade der islamische Binnenmarkt in den ersten fünf bis sechs Jahrhunderten des Islams Voraussetzungen für eine weitaus raschere Beschleunigung des Kulturtransfers, als er vor dem 16. oder 17. Jahrhundert jemals irgendwo in der Welt wieder einsetzen sollte. Der politischen Ausdehnung islamischer Kultur innerhalb zweier Jahrhunderte ist es nach Watson zu danken, dass sich etwa der Weizen von Transoxanien und Iran bis Spanien schlagartig durchsetzte, bis zur nordwestlichen Mittelmeerküste aber viel mehr Zeit brauchte. Eingebettet in dieses Kommunikationssystem Islam hat sich übrigens auch das vorhin erwähnte Bewässerungssystem aus Iran nach Nordwestafrika, auf die Iberische Halbinsel und nach dem 16. Jahrhundert sogar bis Mexiko (!) weiter verbreiten lassen!

Spinat, Rhabarber (beide aus Ostasien), Auberginen (vermutlich aus Indien) und derlei mehr sind hier gleichfalls zu nennen. Vor allem ist ohne diese islamische Transferbeschleunigung die Geschichte des Reiskonsums auf unserer Welt nicht zu denken. Er wurde in islamischer Zeit bald über die Gestade des östlichen Mittelmeers entlang der islamisch dominierten nordafrikanischen Küste bis nach Andalusien weiter vermittelt, entlang des gleichen Weges, den auch der Safran vom ostpersischen Chorasán auf die Iberische Halbinsel nahm. Spanien sollte später, in der frühen Neuzeit, die Drehscheibe einer weiteren Reisverteilung auf der Welt werden: ins nördliche Italien einerseits und nach Amerika andererseits. In the long run: Keine *Paella* ohne vorherige islamische Vermittlung von Reis und Safran! Kein

*Uncle Ben's* ohne die islamische Beschleunigung des Kulturtransfers an der Seidenstraße zwischen dem 8. und dem 13. Jahrhundert!

Die islamische Zivilisation als Transferbeschleuniger ist aber auch anhand der Verbreitung der Papierherstellung festzustellen. Für eine Zeit Jahrhunderte später haben Sozial- und Kulturgeschichtler, nicht zuletzt auch historisch arbeitende Volkskundler, die sich mit der frühen europäischen Neuzeit befassen, die sozialgeschichtliche Erkenntnis popularisiert, wie intensiv der qualitative, innereuropäische Kultursprung gewesen sein musste, der sich innerhalb weniger Jahrzehnte nach Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern nördlich, südlich und westlich der Alpen ereignet hatte. Nicht wenige Gelehrte haben den technisch-modernistischen Aufstieg Europas in den Jahrhunderten seither, gipfelnd in der heute noch diagnostizierten Überlegenheit des Westens insgesamt, ursächlich besonders eng mit der Entfaltung des Buchdrucks und der dadurch ausgelösten medialen Entwicklung der west- und mitteleuropäischen Gesellschaft in Zusammenhang gebracht. Ich will diesen Gedanken hier nicht vertiefen, möchte es mir aber nicht nehmen lassen, entsprechende Überlegungen auch im Zusammenhang mit der Verbreitung des Papiers in der Islamischen Welt anzustellen und auf früh und hochmittelalterliche Verhältnisse dortselbst anzuwenden:

Halten wir zunächst einmal fest, dass die Verbreitung des Papiers im islamischen Einzugsbereich in außerislamischen Ländern diesseits Ostasiens nicht ihresgleichen hatte. Hier wurde vielmehr noch lange Zeit auf Pergament, also aufwendig behandelte, tierische Haut als Beschreibmaterial gesetzt, ganz im Gegenteil zu der sich rasant beschleunigenden, benachbarten Papierkultur in der Islamischen Welt, nota bene nach chinesischem Vorbild.

Das brachte einen Effekt mit sich, dessen wir uns im interkulturellen historischen Vergleich selten bewusst werden: Das Gesamtaufkommen von Handschriften war im Islamischen Orient viele Jahrhunderte hindurch um ein Vielfaches höher als im Europa vor Gutenberg. Papier war vergleichsweise billig, und es bestand kein gravierender Mangel daran. Die arabische Schrift ist schnell zu schreiben – sie ähnelt in der Schreibtechnik der modernen Stenographie – und viele Handschriften waren einfache Textabschriften ohne ästhetischen Anspruch. Textzirkulation, Lesehäufigkeit und Schreib- und Lesefähigkeit lagen während des Hochmittelalters bei unseren islamischen Nachbarn wesentlich höher als in Europa. Wir können also ein dem Gutenberg-Argument für die Bestimmung der technischen Auslöser

der frühen Neuzeit im Abendland analoges „Beweismittel“ für die Zeit davor zugunsten der Kulturbewertung des Islams einsetzen.

Auch Mode- und Gebrauchswaren wurden auf der Seidenstraße Jahrtausende lang von Ost nach West befördert: Ein bestimmter Typus chinesischer Porzellanware wurde über Jahrhunderte hinweg speziell für den in islamischen Ländern verbreiteten Geschmack hergestellt: Die sogenannte Blau-Weiß-Ware, weißes Porzellan mit blauer Bemalung, das mit großem Bruchrisiko, also teuer, nach genauer Musterbestellung von China nach dem Vorderen Orient auf Reisen ging. Diese islamische Chinoiserie hatte ihre Wirkung auf die Zivilisation des Westens: Portugals weithin bekannte Wandverkachelungen, die sogenannten *azulejos* (ein ursprünglich persisches Wort), sind ein im Westen Europas gelegener Reflex, der schließlich auch Länder wie Mexiko oder Brasilien erreichte. Auch das Meißener Zwiebelmuster sowie die berühmte Delfter Keramik folgten dem Vorbild der sino-islamischen Blau-Weiß-Mode.

Mit großem Aufwand – und zu hohen Preisen – wurde das kostbare, sehr bruchgefährdete Porzellangut über den Landweg durch Innerasiens Steppen und Wüsten von den Produzenten in Ostasien zu den Konsumenten nach Vorderasien sowie Ägypten und Konstantinopel transportiert. Das war aber nicht der einzige dafür verwendete Transportweg:

Das größte „Lager“ der für die islamischen Konsumenten angefertigten chinesischen Blau-Weiß-Ware befindet sich möglicherweise in gesunkenen Schiffen im Hafen von Brunei auf Nordborneo, aber auch in Wracks an den Küsten der Sundainseln. Von China her kommend, war Brunei eine der ersten Stationen auf einer anderen Verbindungsroute, der neuerdings so genannten „Seidenstraße des Meeres“. Dieser Seeweg verlief folgendermaßen: über die Inseln des Südchinesischen Meeres, zwischen den Sunda-Inseln durch, um die Südspitze Malayas in den Indischen Ozean, an die ostindische Küste, um Indien herum in das Arabische Meer, und hier schließlich entweder in den Persischen Golf oder in das Rote Meer.

Auch diese Meeresverbindung wurde lange Zeit nicht von einer „Endstation“ zur anderen befahren. Auf jeden Fall stellte die Malayische Halbinsel einen Riegel dar, an deren Südspitze durch umfängliche Handelstransaktionen Güter umgeladen wurden.

Die Formierung der Islamischen Welt brachte auch auf dem Gebiet der Seefahrt Beschleunigungs- und Vereinheitlichungsprozesse in Gang. Die Straße von Malakka war der muslimischen Seefahrt kein entfernter Außenposten mehr, son-

dern Bestandteil ihres Binnen-Kommunikationsraums. Die dahinter liegende chinesische Seite wurde den Muslimen bekannt, was wir ja auch an der Ausbreitung des Islams bis zu den Philippinen ablesen. Umgekehrt befuhren Schiffe der chinesischen Ming-Kaiser im 15. Jahrhundert das Arabische Meer.

Als Portugiesen und Niederländer, nach ihnen die Engländer, die Navigation und den Handel auf diesen Routen an sich rissen und alsbald etwa den Gewürzhandel – später auch den Teehandel – dominierten, stießen sie keineswegs ins Nichts vor. Ihre Entdeckerleistung ist nur vor dem Hintergrund zu akzeptieren, dass sie und ihresgleichen von den für sie neuen Küsten und Inseln bis dahin keine Ahnung gehabt hatten, was sie von den lange vor ihnen bereits interagierenden Muslimen, Indern, Südasiaten und Chinesen deutlich unterschied. Vielmehr gliederten sie sich in bestehende navigatorische Strukturen ein, um sie schließlich später einmal fast konkurrenzlos zu dominieren, indem sie vor allem die Schalt-, Kontroll- und Betriebstellen an sich rissen.

Der Universal- und Islamhistoriker Marshall G. Hodgson hat die Malayische Halbinsel bzw. Malaysia als eine zivilisatorische Randzone innerhalb der eurasiatischen Kulturgeschichte beschrieben (eigentlich sogar eine doppelte, von Südwest- und von Ost-Asien her gesehen). Folgen wir Hodgsons Modell von der seit frühgeschichtlichen Phasen seiner Meinung nach kohärent verlaufenden Geschichte Eurasiens, so haben wir solchen „Randzonen“ zwei einander zuwiderlaufende Eigenschaften zuzusprechen: Zum einen bleiben sie über lange Zeit hinweg marginalisierte Peripherie, im günstigen Fall Übernehmer kultureller Initiativen, die von anderswo ausgegangen sind, nicht jedoch selbst Träger von solchen. Zum Anderen haben die Randzonen allerdings die Chance, auf diese Weise Vieles zu sammeln und zu akkumulieren, sodass sie plötzlich durchaus aus dem Schatten der Entwicklungsgeschichte hervortreten können und uns unversehens – vielleicht ein wenig wie der Igel gegenüber dem Hasen in der Fabel – als Ort des Fortschritts und der Entwicklung entgegentreten können.

Nach Hodgson gibt es zwei binnenperiphere Randzonen in Eurasien und zwei außenständige: Binnenperipher sind Malaya auf der Seeverbindung und das Innerste Zentralasien auf dem Landweg. Die äußeren Randzonen, nach Hodgson lange Zeit nachrangig und barbarisch, sind für ihn Westeuropa im äußersten Westen Eurasiens und Korea, Japan etc. im Osten der kontinentalen Landmasse. Malaya sollte noch in vorkolonialer Zeit prosperieren. Die Randzone Japan und Korea entwickelte sich in der frühen Neuzeit, und das von Hodgson polemisch und genüsslich

als dürftig und hinter dem eurasiatischen Standard zurückgeblieben geschilderte Westeuropa hatte bis zum 17. Jahrhundert auf seinen Aufstieg warten müssen! Wenngleich das ganze Modell nur mit Vorbehalten zu rezipieren ist, so müssen wir doch danach fragen, was denn wohl mit seiner vierten Randzone geschehen sein mag, Innerasien?

Wie schon oben einmal erwähnt, hatte durch Innerasien, aus Indien über Baktrien kommend, in der Spätantike der Buddhismus seinen Weg nach Ostasien gefunden. Ausgehend vom Indus treffen wir im pakistanisch-afghanischen Bergland auf die Überreste der buddhistisch-hellenistischen Gandhara-Kultur. Von Afghanistan ging der Buddhismus seinen Weg in das Tarim-Becken und dann in die Turfan-Oase, wo viele Völker iranischer und türkischer Sprachzugehörigkeit sich den Lehren Gautamas anschlossen. Die im März 2001 von bösartigen Fanatikern zerstörten großen Buddha-Statuen von Bamian in Afghanistan legten über viel länger als ein Jahrtausend hindurch von diesem Sachverhalt Zeugnis ab. Für die Chinesen kam Buddha aus dem Westen!

Parallel zum Buddhismus zogen auch andere prophetische Lehren über die Seidenstraße von Westen nach Osten: Schon frühzeitig waren Juden nach Mittelasien gekommen. Auch christliche Religionskundler zogen den Weg ins Innerasiatische: Die Nestorianer verbreiteten sich erfolgreich in Innerasien. Bis ins 14. Jahrhundert gab es südlich des Altai-Gebirges ein nestorianisch-christliches Episkopat.

Auch wenn wir Hodgson sicherlich nicht so weit folgen können, Westeuropa (im Gegensatz zum östlichen und nordöstlichen Mittelmeerraum) vor dem 17. Jahrhundert universalgeschichtlich als ein nichtssagendes, randständig-barbarisches Anhängsel Eurasiens bar jeglicher kulturellen Raffinesse zu sehen, so müssen wir ihm angesichts eines solchen summarischen Blickes auf die innerasiatischen Kommunikationswege und den über sie verlaufenden Kulturtransfer doch eines zugestehen: Eine Reihe von auf europäische Perspektiven zugeschnittenen Urteilen von weltgeschichtlichem Gewicht, Aussagen über Funktionen, Rangordnungen und Folgeerscheinungen von Ereignissen und Kulturen können auf herkömmliche Art nicht mehr gehalten werden. Insbesondere das uns lieb gewordene Bild von Europäern als weltweit wirksamen Kulturbringern, als Erleuchtern und Erhellern von Dunklem und Ruinösem im Rest der Welt sind allenfalls Märchengestalten. Ihre Konstruktion mag der Bemäntelung des Vorgangs der zerstörerischen Aneignung und eigendlichen Neuorganisation unter den Bedingungen des Kolonialismus gedient haben. Selbst die auf Landkarten und in Atlanten heute noch übliche Mer-

katorprojektion, einst erfunden mit dem Ziel, Winkelverzerrungen für die Navigation zu vermeiden, dient heute nur noch einem einzigen, innerwestlichen kulturhygienischen Zweck: Europa als viel größer erscheinen zu lassen, als es flächenmäßig – also in Quadratkilometern ausgedrückt – tatsächlich ist, und ihm gegenüber einen Kontinent wie Afrika, vor allem aber auch Indien eher zu verkleinern. Sobald wir uns dessen erst einmal bewusst werden, sollten wir auch den Erkenntnissschritt tun, nicht alle von uns her gesetzten welthistorischen Urteile in alle Ewigkeit beibehalten zu wollen.

Mit dieser Einladung zum partiellen Revisionismus unserer Vorstellungen von Weltgeschichte (lange Zeit nicht zuletzt auch dadurch geprägt, dass Außereuropäisches weithin für im Weltmaßstab unerheblich verstanden wurde) komme ich zu einem weiteren Thema dieses Vertrags: dem Mongolenreich Tschingis-Chans und seiner Nachfolger.

Rufen wir uns noch einmal Hodgson's Thesen über die „Randzonen“ Eurasiens in Erinnerung: Möglicherweise lange Zeit hindurch von der kulturellen Dynamik der Kerngebiete Eurasiens vernachlässigt, mögen sie – nach Hodgson – zu bestimmten Zeiten selbst Führungsfunktionen übernehmen. Das moderne Westeuropa, aber auch Japan sind nach Hodgson die einschlägigen Paradebeispiele.

Aber auch Innerasien, die innerkontinentale Randzone Hodgsons, hatte in seiner Geschichte eine solche Periode kulturtechnischer Verdichtung und Dynamik. Das war die alles in allem etwa drei Jahrhunderte dauernde Periode, die auf Tschingis-Chans Reichsgründung im frühen 13. Jahrhundert folgte.

Wir interpretieren aus west- und mitteleuropäischer Sicht den sogenannten „Mongolen-Sturm“ des 13. und 14. Jahrhunderts aus dem Innersten Asiens oft als den letzten großen Ansturm östlicher, vormoderner Barbarei auf das sich gerade zur Einzigartigkeit hin entwickelnde Europa. Diese Sicht gipfelt in der Vorstellung, insbesondere Russland sei Opfer der Mongolen für die Rettung des westlich davon gelegenen Teil Europas geworden – eine Vorstellung, die im Westen Europas immer wieder zu hören und in Russland selbst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders populär geworden ist.

Aber: Schon Marco Polo hat den Europäern in seinen Berichten den Großchan und Kaiser von China eindrücklich als den Herrn eines hochzivilisierten Reiches vorgeführt. Absolut unbarbarisch treten uns die Mongolen auch im Reisebericht des Mönches Rubruck entgegen, und bei genauer Überprüfung erscheint uns Vieles in wesentlich hellerem Licht: Das Mongolenreich war das erste wirkliche Ter-

ritorialreich in Eurasien, dessen errechenbare Dimensionen seinen Beherrschern ziemlich genau bekannt waren. Die Mobilität auf militärischem Gebiet übertraf alles bisher da Gewesene. Vor allem aber transformierte die Mongolenherrschaft den bisherigen Scharniercharakter der innerasiatischen Gebiete (Sie erinnern sich vielleicht noch an meinen Vergleich mit den Stationen entlang der Bahnlinie, an denen das Betriebspersonal gewechselt wird) zu einem Reich, in dem eben diesen Gebieten zentrale Kommunikationsfunktionen zukamen. Die mongolische Armee war hinsichtlich ihrer Einsatzfähigkeit, Flexibilität und Mobilität, ihrer für den Rest der Welt neuartigen Kommandostruktur und ihrer präzisen Verfügbarkeit für ihre Kommandanten eine in der Militärgeschichte der Welt bis dahin völlig neue Erscheinung. Die Beherrschung von Tschingis-Chans Reich, aber auch später die Führung der tschingisidischen Teilreiche, stellten ein Novum in der Geschichte der politischen Kultur, der Administration etc. dar. Die so genannte *Pax Tatarica* implizierte nicht nur, dass die als Beispiel und in Anekdoten oft genannte „Jungfrau mit einer Saumlast Goldes“ auf dem Kopf getrost durch das ganze Tatarenland habe ziehen können, ohne dass ihr irgend ein Leids angetan worden wäre. Unter Tschingis-Chans Nachfolgern treten der Mittlere und der Ferne Osten, Vorderasien und China endgültig und ohne jedwelche „Vermittlung“ durch Angehörige anderer Nachbarkulturen direkt miteinander in Kontakt. Endlich entstehen genaue Vorstellungen von Westlern bzw. Muslimen über die kulturelle Beschaffenheit der Chinesen im Osten.

Die Version, das Russische Reich der frühen Zaren als ein Opfer und nicht als einen Nutznießer der Mongolenherrschaft verständlich zu machen, ist gleichfalls bei Betrachtung der weiteren Ereignisgeschichte zurückzuweisen: Das Reich Ivan Groznyjs, des „Schrecklichen“, war eindeutig ein Nachfolgestaat der an der unteren Wolga behausten, mongolischen „Goldenen Horde“, von vormals tschingisidischen Teilchanaten aus türkisch-mongolischen Stämmen gebildet und von ihnen getragen. Das Russische Reich entstand erst mit den Mongolen und wuchs allmählich, aber stetig in die Ägiden der Goldenen Horde hinein, nicht etwa aus ihnen heraus!

Den schönsten Höhepunkt erreichte diese nach-tschingisidische Phase der Entwicklung in Eurasien das ganze 15. Jahrhundert hindurch, und zwar im östlichen Iran und in Transoxanien: Die vielleicht sublimste höfische Kultur, die die islamische Welt jemals gekannt haben mochte, entstand zu jener Zeit: die der so genannten Timuriden mit den Zentren Herat und Samarkand. Über die so genannten Groß-Moguln in Indien, aber genauso intensiv über die safavidischen Herrscher

Irans breiten sich ihre indirekten Auswirkungen noch bis in das 19. Jahrhundert in die östliche Islamische Welt aus. Über längere Zeit entstand auf diese Weise eine Kommunikationsbeschleunigung in Eurasien – genauer gesagt: zwischen Ostasien, Iran und dem islamischen Indien –, wie sie bis dahin in der Geschichte noch nicht wahrgenommen worden war.

Seit dem 17. Jahrhundert ist diese Kohärenz Eurasiens in seiner geometrischen Mitte wieder rückläufig. Spätestens das ist nun endgültig die Zeit, in der das Jahrtausende lange Anhängsel Eurasiens, Westeuropa, zu jener hegemonialen Position heranwuchs, die wir heute noch kennen und in deren Tradition auch die heutige Stärke Amerikas zu sehen ist. Aber auch heute noch finden wir zahlreiche Spuren dieser früheren innereurasatischen Austausch- und Transferprozesse, die in dieser riesigen kontinentalen Masse dereinst unsere Kulturen auf so unterschiedliche, aber dennoch kompatible Weise blühen lassen mochte. Ich meine nicht die kosmopolitischen und globalisierten Phänomene des „Zusammenrückens der Welt zu einem globalen Dorf“, die für unsere allerjüngste Epoche typisch ist. Diese Erscheinungen haben neue, bisher noch nicht da gewesene Strukturen zum Hintergrund. Aber auch die alten sind noch allenthalben wirksam, vielleicht sogar ohne dass wir uns dessen jederzeit inne werden.

So etwa beim Teetrinken: Heute noch sagen fast alle diejenigen europäischen Kulturländer zu dem einschlägigen Getränk Tee, die dieses während der vergangenen Jahrhunderte auf dem Seeweg, zum Teil in atemberaubenden *tea-rallies* von Futschau an der chinesischen Pazifikküste etwa nach London an der Themse, bezogen haben. Damals waren es die ostfriesischen Kapitäne der Briten, die sich – wie einst die muslimischen Oberschichtler des späten Mittelalters – nach eigenen Angaben ihr Teegesirr in China anfertigen ließen und mit diesen fernöstlichen Versatzstücken eine ausgeprägte provinzielle, norddeutsche Lokalkultur begründeten. *Tschai* oder ähnlich sagen wiederum alle diejenigen in Europa, die den Tee über den Landweg, also die Seidenstraßenkarawanen durch Zentralasien und Russland kennen gelernt haben. Die Österreicher und die Armenier bilden eine Ausnahme: Beide bezogen ihre Kenntnis vom Tee durch den Landweg, beide nennen das Getränk dennoch Tee und nicht Tschai. In Österreich ist es wohl die Loyalität zur deutschen Sprache; um den kulturgeschichtlichen Sachverhalt klarzustellen: In Österreich heißt bis heute das, was in Deutschland Schwarztee benannt wird, umgangssprachlich Russischer Tee. Woher die Armenier ihren *t'e* haben, ist nach wie vor schleierhaft. Eines darf dabei nicht vergessen werden: Beide Wörter sind

chinesischen Ursprungs, *cha* ist nord- und *te* südchinesisch. Beide Wörter werden in der chinesischen Zeichenschrift gleich geschrieben!

Die vielleicht exotischsten Nutznießer des ostasiatischen Tee-Exports sind bis heute die Marokkaner: Seit dem Beginn des vor allem englisch dominierten Tee-Transports über den Seeweg rund um Afrika wurde unfermentierter, grüner Tee aus China an die Maghrebküste gebracht – mit Pfefferminzessenz parfümiert und zum marokkanischen Nationalgetränk erhoben. Der Tee heißt bei ihnen trotzdem – arabischem Sprachgebrauch insgesamt folgend – *schai*, und von ihnen abgespickt sagen denn auch die Portugiesen an der westlichen Kante der Iberischen Halbinsel *cha*, genauso wie auch die fernen Japaner, die ihren Tee einst ebenfalls aus dem nordchinesischen Kulturbereich bezogen haben und ihn daher folgerichtig gleichfalls *cha* nennen.

Diese und die zuvor dargelegten Beispiele sind allesamt Bestandteile eurasiatischer Kultur- und Kontaktgeschichte, und als solche als konstitutiv für unser aller lokale, nationale und sonstige Traditionen zu erkennen. Kommen wir noch einmal zu dem vorhin ventilierten Fall des Tee-Transfers von Ost nach West zurück. Man erlaube mir eine subjektive Anmerkung: Ein Resultat der Globalisierungsprozesse unserer Zeit ist – um hier im Bilde zu bleiben – die weite Palette an Früchte- und Aromatees, die uns heute je nach dem als exotisch oder echt heimisch in einschlägiger, gesundheitsfördernder Manier entgegentreten. Angesichts der gloriosen eurasiatischen Teetradition verdienen diese Aufgüsse den Namen Tee nicht so ohne Weiteres, und die Franzosen nennen derlei mit gutem Grunde *tisane* statt *thé*, manchmal sogar *infusion*.

Ich habe davon abgesehen, hier die „großen“ Kulturverbindungen in den Mittelpunkt zu rücken. Unser Leben ist immer noch voll von Nachwirkungen eines langzeitlichen Prozesses von Kultur- und Wissenstransfer in Eurasien, der unser aller kulturellen Rahmen in den letzten beiden Jahrtausenden geprägt hat.

Lassen Sie mich noch einen Punkt zusammenfassen, so dass er eventuell künftiger Theoriebildung nützlich gemacht werden kann:

Zivilisatorische Transfer- und Übernahmeprozesse sind nicht einfach nach dem berühmten Kommunikationsmodell auf die Begriffe *sender*, *receiver* und *message* zu reduzieren. Empfänger sind in vielen Fällen Weitersender, der Ursprung der „Botschaft“ ist von den Beteiligten am konkreten Transferprozess oft gar nicht erkannt worden. Die Empfänger nehmen oft subjektiv nicht wahr, woher ihr Empfangenes ursprünglich herrührt. Die Ermittlung solcher Hintergründe macht es aber erst

möglich, komplexe Einbindungen in kulturgeschichtliche Großregionen zu erkennen und dadurch den eigenen kulturellen Standort angemessen einzuordnen. In den letzten Jahrzehnten ist bei der Debatte um die Identifikation des Eigenen und Fremden auf die jeweiligen Selbstwahrnehmungen der Beteiligten hingewiesen worden. Sollte es uns aber nicht gelingen, neben diese durch Empathie zu gewinnenden, emischen (von innen her gesehenen) Einsichten auch extern gewonnene, von jeweiligen Selbstempfindern unabhängige Kriterien zu stellen, werden wir die Welt genau so wenig aus den Angeln heben wie einst Archimedes, dieweil er sich auf keinen festen Punkt beziehen konnte.

### Bibliographische Hinweise

Abgedruckt wird hier der leicht überarbeitete Text eines öffentlichen Vortrags beim Dies Academicus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 17.11.2000.

Der Beitrag wurde erstmals veröffentlicht in: Massimo Malvetti/Prosper Schroeder/Roland Simon-Schaefer (Hrsg.), *1<sup>ères</sup> Rencontres de l'IST*, Luxembourg 2002, S. 103–134. Abdruck mit Genehmigung Editions promoculture.

Mein Beitrag fußt auf eigenen Veröffentlichungen der letzten Jahre, in denen die Quellen und die reiche Forschung nachgewiesen sind: Iranische Kochbücher und Kulturgeschichte, in: *Badische Zeitung*, Februar 1984 (column: Forschungen in Freiburg); Zur Erforschung der kulinarischen Kultur Irans, in: *Die Welt des Islams* 23–24 (1984), S. 320–360; „Åšpazi“, in: *Encyclopaedia Iranica*, vol. 2/fasc. 8, London-New York 1987, S. 788–790; Historische Wurzeln neuzeitlicher iranischer Identität: zur Geschichte des politischen Begriffs ‚Iran‘ im späten Mittelalter und in der Neuzeit, in: Maria Macuch/Christa Müller-Kessler/Bert G. Fragner (Hrsg.), *Studia Semitica necnon Iranica Rudolpho Macmuchi septuagenario ab amicis et discipulis dedicata*, Wiesbaden 1989, S. 79–100. Kurzfassung in Gherardo Gnoli/Antonio Panaino (Hrsg.), *Proceedings of the first European Conference of Iranian Studies, Part 2*, Rom 1990, S. 365–376; Aktuelle Fragen der historischen Erforschung der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen islamischen Welt, in: *Deutsche Historie und die Geschichte der Ökumene* (Hrsg. Jochen Martin) = *Saeculum* 40/1989, fasc. 2, S. 161–165; Central Asian aspects of pre-modern Iranian history (14th to 19th century), in: *Central Asian Survey* 1993 (vol. 12, fasc. 4), S. 465–471; Brot, Hunger und Demokratie: Hamadan im Jahr 1906, in: *Spektrum Iran* 1994 (vol. 7, fasc. 2), S. 6–25; *From the Caucasus to the Roof of the World: a culinary adventure*, in: Sami Zubaida/Richard Tapper (Hrsg.), *Culinary Cultures of the Middle East*, London/New York 1994, S. 49–62; Social Reality and Culinary Fiction: the perspective of cookbooks from Iran and Central Asia, in: Sami Zubaida/Richard Tapper (Hrsg.), *Culinary Cultures of the Middle East*, London/New York 1994, S. 63–72; Iran under Ilkhanid rule in a world history perspective,

in: Denise Aigle (Hrsg.), *L'Iran face à la domination mongole (Bibliothèque irnienne 45)*, Teheran 1997, S. 123–131; The Concept of Regionalism in Historical Research on Central Asia and Iran (A Macro-Historical Interpretation), in: Devin Deweese (Hrsg.), *Studies on Central Asian History in Honor of Yuri Bregel, Bloomington/Indiana 2001*, S. 341–354; Der Westen und die Weltgeschichte, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 242 (Samstag/Sonntag 20./21. Oktober 2001), S. 17; Von der Garküche zum Gourmettempel? Die Entstehung moderner Gastronomie in Iran, in: Edition Vincent Klink – *Campus culinaire* Nr. 1, Stuttgart: Edition Vincent Klink 2004, S. 37–43.

Insbesondere verweise ich auf das seinerzeit bahnbrechende Buch von Andrew M. WATSON (Professor of Economic History at the University of Toronto), *Agricultural innovation in the early Islamic world – the diffusion of crops and farming techniques 700–1100*, Cambridge University Press 1983 und die unter dem Gesichtspunkt transdisziplinärer Forschung immer noch zu wenig gewürdigte Studie Sino-Iranica. *Chinese Contributions to the History of Civilization in Ancient Iran with Special Reference to the History of Cultivated Plants and Products*, Taipei 1967.

### Über den Autor

Bert G. Fragner (\*1941), Studium der Turkologie und Islamwissenschaft in Wien, 1977 Habilitation in Freiburg i.B., 1995 Professor für Iranistik an der Freien Universität Berlin, 1989 Professor für Iranistik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Seit 2003 Direktor des Instituts für Iranistik an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.

#### *Bibliographische Angaben für diesen Aufsatz:*

Bert G. FRAGNER, Kulturkontakt und Kulturtransfer entlang der Seidenstraße. Ein Langzeitphänomen der eurasischen Geschichte, in: *Geisteswissenschaften im Profil. Reden zum Dies Academicus*, hrsg. v. Godehard Ruppert (Schriften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 1), Bamberg 2008, S. 67–84.

WILFRIED KRINGS

# Der gedeckte Platz am Katzentisch

## Ansichten über die Geographie

**Rede gehalten zum Dies Academicus  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 14. November 2004**

Bei einem Anlaß wie dem heutigen wird von der Festrede möglicherweise erwartet, daß sie etwas Erbauliches, gar etwas Unterhaltsames bietet. Da Sie von den Medien mit hochprofessionellen Unterhaltungsprogrammen verwöhnt sind, würde ich als Laiendarsteller Mühe haben, Ihren Ansprüchen zu genügen.

Auch ist damit zu rechnen, daß unter der Zuhörerschaft das Verlangen nach einer Ruckrede besteht. Diese Gattung sollte aber Bundespräsidenten vorbehalten sein.

So bleibt dem Festredner etwa die Alternative, den Chor der Klagelieder um eine Stimme zu vermehren. Aber auch in dieser Erwartung muß ich Sie enttäuschen, meine Damen und Herren, denn ich bin Geograph, und die Geographie ist eine wunderbare Wissenschaft.

Wer die F.A.Z. liest, wird sich erinnern, daß kürzlich Thomas Anz das Gleiche von der Germanistik behauptet hat. Das wird so sein, aber es gibt noch mehr Fächer, auf die das zutrifft. Die Geographie ist eines davon. Damit ist dem Verlangen, über das Fach zu klagen, der Boden entzogen.

Bei einer Universitätsveranstaltung besteht keine besondere Notwendigkeit, zu erklären, was Geographie ist. Im echten Leben muß man, sollte man sich als Geograph zu erkennen geben, allerdings schon mit der Frage rechnen: „... und was machen Sie da so?“

Es empfiehlt sich, bei der Beantwortung etwas auszuholen. Man darf aber nicht enttäuscht sein, wenn man anschließend darauf angesprochen wird, als Geologe

habe man es doch sicher ganz gut getroffen. In meinem Fall kommt erschwerend hinzu, daß mein engeres Fachgebiet die Historische Geographie ist. Ich bin deswegen aber kein „historischer“ Geograph.

Die historische Ausrichtung hat gegenüber der rein gegenwartsbezogenen Geographie einen Vorteil. Jeder aktuelle Bezug ist per definitionem ausgeschlossen. Ich bitte das zu beachten, beispielsweise wenn Sie sich Gedanken gemacht haben sollten, was mit dem kryptischen Titel meines Vortrags gemeint sein könnte. Denken Sie an das, was Sie manchmal bei Filmen im Vorspann lesen: Eine eventuelle Ähnlichkeit mit heute bestehenden Verhältnissen ist rein zufällig. Ginge es um den Gegenwartsbezug, würde der Titel meines Vortrags ganz anders lauten, etwa „Optimiertes Ressourcenmanagement an einem Marginalstandort“.

Die Geographie ist eine theoretische und zugleich eine praktische, anwendungsorientierte Wissenschaft.

*Die Lage einer fremden Gegend kennen,  
Der Städte Pracht und ihre Namen nennen,  
Ist nichts, ist bloße Theorie.*

*Allein in Städten hübsche Mädchen küssen,  
Des Dorffes Bier und seine Stärke wissen,  
Ist praktische Geographie.*

So heißt es jedenfalls in der *Leipziger Studenten Geographie* aus dem Jahr 1773. Dabei wird unterstellt, daß die Geographie Männersache sei. Das mag man im 18. Jahrhundert so gesehen haben; im 21. Jahrhundert gilt es definitiv nicht.

Seit langem ist es üblich, Personen durch Attribute in ihren Tätigkeiten oder Verdiensten kenntlich zu machen. Das ist Ihnen von den Heiligendarstellungen vertraut. Bei Geographinnen und Geographen wäre ein Erdglobus das geeignete Attribut. Daß man auch heute noch zu der Beigabe von Attributen greift, zeigt der jüngst auf den Markt gebrachte studentische Aktkalender, der die Besonderheit aufweist, daß nicht die gewohnte Einteilung von Januar bis Dezember zugrundegelegt ist, sondern daß er mit dem Wintersemester beginnt und insgesamt 15 Monate abdeckt. Vielleicht haben Sie ja schon einen Blick riskiert und sich an den Ansich-

ten erfreut. Globen gibt es übrigens in verschiedenen Größen, das hier verwendete Exemplar ist nicht zu groß und nicht zu klein gewählt.

Das Feld der Geographie ist die Welt. Alexander von Humboldt hielt in Berlin seine Vorlesungen über „physische Weltbeschreibung“. Sein Alterswerk trägt den Titel „Kosmos“. Begrifflich weist der Titel zurück in die Vergangenheit, in die Kosmographie des Mittelalters. Inhaltlich begründete das Werk die moderne Geographie.

Der Franzose Elisée Reclus war der letzte, der alleine eine „Géographie Universelle“ verfaßte. Immer mehr setzte sich im 20. Jahrhundert die Arbeitsteilung durch, die Beschränkung auf mehr oder weniger begrenzte Ausschnitte aus der Erdoberfläche. Auch wenn in den Karrieren der meisten Fachvertreter ein paar Fernreisen und Forschungsaufenthalte in mehr oder weniger entlegenen Teilen der Welt zu registrieren sind, so stand und steht doch die Arbeit vor Ort im Vordergrund. Das Ziel ist normalerweise aber nicht, *Des Dorffes Bier und seine Stärke wissen*. Nur, in Bamberg sind wir generell in einer besonderen Situation, und so ist zu vermelden, daß einer der Absolventen des Fachs Geographie kürzlich das Buch herausgebracht hat, das lange schmerzlich vermißt wurde: „Bamberg – die wahre Hauptstadt des Bieres“.

Die Geographie ist alt. Es gab sie bereits in der Antike. In einer Zeit wie der heutigen, in der die Innovation den Platz des Goldenen Kalbes eingenommen hat, ist das ein Problem. Was alt ist, findet öffentliche Aufmerksamkeit, verbunden mit finanziellen Zuwendungen, am ehesten, wenn es golden glänzt oder durch Überschwemmung oder Brand geschädigt wurde. Eine Wissenschaft ist aber nicht in erster Linie materielle Substanz, sie manifestiert sich in den Köpfen derjenigen, die sie betreiben und vermittelnd weitergeben.

Auch wenn die Geographie alt ist, so hat sie als Universitätsdisziplin erst im 19. Jahrhundert Fuß fassen können. Bis dahin wurde sie in unterschiedlichen Konstellationen betrieben, und auch nach der Einrichtung der ersten Professuren wurden andere, außeruniversitäre Betätigungsformen nicht bedeutungslos.

Ein wichtiger Faktor war das Militär. Zeitweise gehörte die Position des „ingénieur-géographe“ zu den einflußreichsten Karrieren.

Die Kaufmannschaft förderte die Handelsgeographie und die Produktenkunde. Die Kenntnis der Märkte und der erschließbaren Ressourcen war von unmittelbarer Bedeutung für den Geschäftserfolg.

Im Verlagswesen hatte die Geographie einen weiteren Stützpunkt. Vor dem 19. Jahrhundert war einer der europaweit bedeutendsten Sammel- und Umschlagplätze geographisch-kartographischen Wissens der Verlag Homann in Nürnberg. Im 19. und 20. Jahrhundert traten andere Orte an die Stelle, darunter auch kleinere wie besonders Gotha in Thüringen.

Zu erwähnen sind nicht zuletzt die geographischen Gesellschaften. Sie waren ein Phänomen der Handels- und Residenzstädte. Die erste deutsche geographische Gesellschaft entstand 1740 in Nürnberg. Die geographische Gesellschaft in Frankfurt am Main trat 1836 ins Leben. Erst 1914 wurde dort die Universität gegründet, an der 1918 ein geographischer Lehrstuhl eingerichtet wurde.

Hier in Bamberg hat sich kein vergleichbarer Zusammenschluß von geographisch Interessierten gebildet. Allerdings war der seit 1830 bestehende Historische Verein Bamberg bestrebt, in seine Forschungen auch solche Bereiche aufzunehmen, die der Historischen Geographie zugerechnet werden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden ausdrücklich genannt: die Geschichte der Besiedelung einschließlich der Wüstungen, d. h. der eingegangenen Orte, die Geschichte der Bevölkerung, die Geschichte des Verkehrs und des Handels.

Doch zurück zur allgemeinen Entwicklung! Am Beginn der modernen universitären Karriere der Geographie stand, ich sage es bereits, Alexander von Humboldt. Am Beginn der beruflichen Karriere Humboldts stand Franken. Nach dem Studium trat er nämlich in den Dienst der preußischen Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth. Sein Ressort war der Bergbau, der damals dort eine Rolle spielte. In Bad Steben im Frankenwald gibt es das Alexander von Humboldt-Haus. Auf diese Weise ist sein Wirken auch hier und heute präsent.

Bereits 1796, nach dem Tod seiner Mutter, schied Humboldt, sich „seiner Sohnespflicht enthoben“ sehend, aus dem Staatsdienst aus und verließ Franken.

Studieren, wo der große Alexander gewandelt ist, das hätte vor hundert Jahren ein Slogan von Überzeugungskraft werden können. Es hat lange gedauert, bis es soweit war. Heute ist gewährleistet, daß in Franken Geographie studiert werden kann, daß in Franken geographische Forschung betrieben wird, und das nicht nur an einem Platz, sondern an mehreren, seit gut 20 Jahren auch hier in Bamberg.

Man könnte mir entgegenhalten, der Wissensstand Humboldts sei heute „überholt“. Das trifft zu, aber über den damaligen Wissensstand hinaus gibt es Bleibendes, Nachwirkendes. Im vergangenen September [2004] brachte DER SPIEGEL auf dem Titel seiner Ausgabe Nr.38 den Südamerikareisenden Humboldt. Er sitzt

an seinem im freien Gelände stehenden roh gezimmerten Arbeitstisch. Er hat sich von seinen Aufzeichnungen abgewandt und posiert in lässiger Haltung für den Maler. Im Hintergrund erhebt sich der Vulkan Chimborazo mit seiner weißen Schnee- und Eiskappe.

Der Titel des Hefts lautet „Das Abenteuer und die Poesie der Wissenschaft“, der Untertitel „Die Wiederentdeckung des Forschers, Aufklärers und Weltbürgers Alexander von Humboldt“.

Die Titelstory ist überschrieben „Der vorbildliche Deutsche – Alexander von Humboldt wird 200 Jahre nach seiner legendären Amerikareise als Pionier der Wissensgesellschaft gefeiert“. Es folgt ein Gespräch mit dem Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger über Humboldts Aktualität.

Der Rekurs auf Humboldt bedeutet, daß einerseits die regionale Identität Gegenstand von Forschung und Lehre sein muß, und daß andererseits der Blick auf das Ganze der Welt, des Kosmos, gerichtet wird.

Auch für Bamberg muß dies die Maxime sein. Bamberg kann auf rund 800 Jahre zurückblicken, in denen es als geistliches Hochstift zu einer territorialen Einheit von besonderem Charakter wurde. Daß die Haupt- und Residenzstadt des Hochstifts heute auf der Liste des Welterbes steht, bedeutet doppelte Verpflichtung, nämlich nach innen, die Elemente, Strukturen und Prozesse zu erforschen, nach außen, die Erkenntnisse weiterzugeben, zu filtern und mit Erkenntnissen über andere Welterbe-Stätten der Liste zu vergleichen.

Noch zu Lebzeiten Humboldts schrieb Wilhelm Heinrich Riehl ein Buch, dem er den schlichten Titel „Land und Leute“ gab. Riehl, der aus dem Nassauischen stammte, widmete das Buch einem Franken, „Seiner Erlaucht dem Herrn Reichsrath Grafen Carl von Giech in Thurnau“. Riehl war noch nicht dem Druck ausgesetzt, Drittmittel einwerben zu müssen. Er hatte in Thurnau Gastfreundschaft genossen, der Herr Graf habe ihm „in den vergangenen Frühlingstagen“ – wir schreiben das Jahr 1853 – „einen so köstlichen Mußesitz eingeräumt“.

Riehl hatte sich ein hohes Ziel gesetzt, nämlich, ich zitiere, „ebensowohl einen Kosmos des Volkslebens, einen Kosmos der Politik zu schreiben, wie die naturgeschichtliche Untersuchung des Erd- und Weltorganismus einen ihrer höchsten Triumphe in dem Werke eines deutschen Gelehrten feiert, welches wir jetzt mit einem stolzen Worte den ‚Kosmos‘ schlechthin nennen“. Daß mit dem „deutschen Gelehrten“ Humboldt gemeint war, mußte damals nicht eigens erwähnt werden.

Riehl stellte fest, daß das, was er vorhatte, nicht mit der Wissenschaftsorganisation seiner Zeit zusammenpaßte. Die vier Fakultäten schienen ihm „unsterblich“, „für die Ewigkeit gebaut“. Zur Erklärung: die vier Fakultäten, das waren die Theologie, die Jurisprudenz, die Medizin und die Philosophie. Für die Naturwissenschaften und die Staatswissenschaften hätten die vier Fakultäten, so Riehl, „nicht Raum noch Namen“.

Die Geographie verband in sich beide Wissenschaftsgruppen, die Natur- und die Staatswissenschaften. Mit den großen geographischen Entdeckungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts habe sich, wie Riehl es ausdrückte, „eine ganz neue Weltkunde“ erschlossen.

Riehl führte weiter aus – ich bitte Sie um Geduld für das etwas längere Zitat – „Aber diese neue Geographie, in welcher der erwachende Geist der modernen Zeit mit seine ersten und größten Triumphfeiern feiert, kann nirgends recht zünftig werden. Sie paßt nicht in das Fachwerk der alten Fakultäten. Sie bildet sich vereinsamt aus, lange Zeit fast zusammenhanglos mit der eigentlichen Schulgelehrsamkeit. Sie stiehlt sich wohl ein in die philosophische Fakultät, allein sie muß sich seitab in den Winkel kauern; aus Gnaden decken ihr die Philosophen ein Katzentischchen, sie darf nicht mitsitzen an der großen Tafel der alten Schulwissenschaften. Noch im achtzehnten Jahrhundert ist man in Verlegenheit, unter welche gangbare Rubrik man die Geographie reihen soll und stellt sie daher unter die Geschichte!“ – Soweit Riehl.

Einige Jahrzehnte später, am Anfang des 20. Jahrhunderts, begann die Geographie, sich von der Philosophie und der Geschichtswissenschaft zu emanzipieren. Sie schloß sich den Naturwissenschaften an, die sich den Fakultätsstatus erkämpften. Damit ergab sich das Problem, denjenigen Teil der Geographie zu integrieren, der den Staatswissenschaften nahestand. Jetzt saßen „an der großen Tafel“, um mit Riehl zu sprechen, Naturwissenschaftler, und dort konnte sich nur mitbehaupten, wer die naturwissenschaftliche Komponente hervorkehrte. Die geschichtliche Seite der Geographie, die Erforschung der Kulturlandschafts- und Raumentwicklung, wurde nach den Vorstellungen der Naturwissenschaften betrieben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen die Sozialwissenschaften stärker auf. Nun wurde ihnen eine „große Tafel“ bereitet. Das hatte zur Folge, daß die andere, nicht naturwissenschaftliche Komponente der Geographie Auftrieb bekam. Die Festschrift, die 1985 zum 65. Geburtstag meines Bonner Doktorvaters Wolfgang Kuls erschien, erhielt bezeichnenderweise den Titel „Geographie als Sozialwissen-

schaft“. Die Sozialgeographie war zur führenden Richtung des Faches geworden. Dafür stand in der Bundesrepublik vor allem die sogenannte Münchener Schule.

Inwieweit es der Sozialgeographie gelungen ist, innerhalb der Sozialwissenschaften über einen marginalen Platz hinauszugelangen, möchte ich nicht beurteilen. Unabhängig davon ist der entscheidende Punkt, daß damals alles Geschichtliche als irrelevant, ja als unwissenschaftlich erschien.

Wer aufgepaßt hat und die hiesigen Verhältnisse kennt, wird spätestens jetzt den Bogen schlagen, nach Bamberg. Wie sagte Riehl? „Noch im achtzehnten Jahrhundert ist man in Verlegenheit, unter welche gangbare Rubrik man die Geographie reihen soll und stellt sie daher unter die Geschichte!“ In Bamberg ist die Geographie der Fakultät Geschichts- und Geowissenschaften zugeordnet oder, mit den Worten Riehls, „unter die Geschichte gestellt“. Was die Geowissenschaften betrifft, so ist die Geographie die einzige, die in der hiesigen Fakultät vertreten ist.

Sind also die skizzierten fachlichen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts am idyllischen Standort Bamberg in der vielgepriesenen bayerischen Wissenslandschaft spurlos vorübergegangen?

Die Antwort ist ja, weil die Konstruktion ein Kuriosum ist. Doch, dem „ja“ muß ein „aber“ folgen, denn die in den späten 70er Jahren getroffene hochschulpolitische Entscheidung sollte sich als zukunftsfähig erweisen.

Bayern war damals das einzige deutsche Bundesland, das – unbeeindruckt von dem fachlichen Trend, insbesondere der Expansionskraft der Münchener Schule – einen Standort für die Geographie mit einer historisch-geographischen Stelle verstärkte. Der verantwortliche Staatsminister war Hans Maier. Ich kenne die Begründung nicht, bin allerdings überzeugt, daß die Entscheidung mitbeeinflusst war durch die Europarats-Initiative des Europäischen Denkmalschutzjahrs 1975. Immerhin hatte Hans Maier die Präsidentschaft des Deutschen Nationalkomitees für das Denkmalschutzjahr übernommen. Er formulierte die Zielsetzung folgendermaßen: „Angesichts der Möglichkeit eines weltweiten Energie- und Rohstoffmangels ist die historische Bausubstanz heute auch unter materiellen Gesichtspunkten etwas Unersetzliches. Es – dieses Unersetzliche an Substanz – sollte in bester Weise zum allgemeinen Nutzen verwendet werden. Schließlich sollten wir auch die geheimen Sehnsüchte nach einer überschaubaren, unverwechselbaren und human gestalteten Welt, in der wir nicht zwischen namenlosen Betonklötzen wandeln müssen, nicht zu gering einschätzen, weil zu einem erfüllten und glücklichen Leben auch die Verwirklichung solcher Wünsche gehört.“ Dem ist knapp 30 Jahre später

nichts hinzuzufügen, allenfalls, daß der Veränderungsdruck durch das Auftreten potenter und zum Teil international operierender Investoren in jüngster Zeit erheblich zugenommen hat.

Daß die historisch-geographische Stelle in Bamberg geschaffen wurde, lag für den Kenner nahe, denn wenige Städte in Bayern sind so hervorragend geeignet, als Studienobjekt zu dienen. Die Stadt ist überreich mit historischer Bausubstanz versehen. Die Deutsche UNESCO-Kommission, um die Erhaltung kulturgeschichtlich bedeutsamer Gemeinwesen in ihrer Lebendigkeit bemüht, hatte bereits 1971 zur Rettung der Altstadt Bambergs aufgerufen. Das weitere ist bekannt: Seit nunmehr zehn Jahren rangiert Bamberg auf der Welterbe-Liste der UNESCO. Für den Geographen ist nicht das bauliche Einzelobjekt der Ansatzpunkt, sondern das Ganze, die Struktur des gesamten städtischen Gemeinwesens. Der wissenschaftliche Wert der Stadtstruktur ist umso höher, desto besser ihre Lesbarkeit gewährleistet ist, desto besser die wesentlichen geschichtlichen Entwicklungsvorgänge an der Substanz ablesbar sind. Dieses besondere Lesen will gelernt sein, und deshalb muß es gelehrt werden. Aus diesem Grund bot sich eine enorme Chance für eine historisch orientierte Kulturgeographie.

1987/88 gab es zusätzlich eine Europarats-Kampagne für den ländlichen Raum. Spätestens damit stieg die Nachfrage nach Methoden zur Erforschung und Bewertung der Kulturlandschaft deutlich an.

Die Geographie verfügte bereits über eine lange Forschungstradition zur städtischen wie zur ländlichen Entwicklung. Sie war lediglich zu reaktivieren und an die neuen praktisch-planerischen Notwendigkeiten anzupassen.

Dank kreativer Absolventen steht Bamberg heute mit in vorderer Linie, wenn es um Städtebauliche Denkmalpflege und Kulturlandschaftspflege geht. Ich möchte darauf hier nicht näher eingehen, sondern mich wieder dem Grundsätzlichen zuwenden.

Die Geschichte aus der Geographie auszublenden, wie es mit einigem Erfolg versucht wurde, war und ist verhängnisvolle Kurzsichtigkeit. Ich möchte an Carl Ritter erinnern, den ersten Lehrstuhlinhaber an der Berliner Universität, von dem der Satz überliefert ist: „Es ist das historische Element die reichste Mitgift für die Physik Europas.“ Unter der Physik Europas verstand Ritter das, was wir heute als die naturräumliche Struktur des Erdteils bezeichnen.

Ritter wird auch die folgende Äußerung zugeschrieben: Es sei „Europas Eigenthümlichkeit, gleich viel zu geben wie zu nehmen, eigenes und fremdes Gut frei

zu entwickeln und zu steigern“, und diese Eigentümlichkeit habe dem Erdteil „zu seiner historischen Größe verholfen.“

Dies sollte man sich bewußt machen, wenn es um die Frage geht, die zur Zeit die Öffentlichkeit beschäftigt: Wie weit reicht eigentlich Europa?

Die Erweiterung der EU hat die Frage brisant werden lassen. Immer wieder klingt die Befürchtung an, die EU könnte über die Grenzen Europas hinaus ausgedehnt werden. In diesem Zusammenhang taucht dann vorzugsweise die Türkei auf, und es wird auf Berechnungen verwiesen, denenzufolge nur ein geringer Teil des türkischen Staatsgebiets auf europäischem Boden liege. Dagegen hat sich niemand dafür interessiert, als ein Stück Südamerikas in die EU aufgenommen wurde. Auf den EURO-Scheinen ist es der dunkle Fleck rechts des griechischen Omega im Wort ΕΥΡΩ – Französisch Guyana.

Die Antwort auf die Frage, was zu Europa gehört, fällt je nachdem, wo sie gestellt wird, anders aus. Ob in London, Brüssel, Athen ... – wir müssen mit ganz unterschiedlichen Vorstellungen rechnen. Sie ahnen, auf was ich hinaus will: In der Frage nach den Grenzen Europas ist das Heil nicht von der Geographie zu erwarten. Das Fach beschäftigt sich zwar auch mit Grenzen, aber wenn Sie eine einfache, klare Antwort erhoffen, werden Sie eines Besseren belehrt, sobald Sie sich auch nur etwas umgeschaut haben. Je mehr Lehrbücher oder Fachlexika Sie zu Rate ziehen, desto größer wird die Zahl der Problemlösungen. Bei Ritter steht zu lesen: „Die Ostgrenzen Europas sind nur relativer, nicht absoluter Art, je nachdem man auf Völker-, Staaten- oder Naturgrenzen Rücksicht nehmen wollte.“ Wir werden, da das unverändert zutrifft, in Deutschland nicht umhin können, selber die Grenze Europas zu definieren oder mit zu definieren.

Franken, meine Damen und Herren, ist der Spiegel Europas. Wir haben eine Schweiz; wir haben im nahen Ellertal eine Toskana. Wir haben ein Elsaß: „Die Mainschleife – Ein fränkisches Elsaß“, so der Personalrat der Universität in seinem Info Nr.136 vom April dieses Jahres. Wir haben auch einen Balkan, in Gestalt der Nürnberger Vorstadt Gostenhof.

Lange bevor die Balkanisierung Gostenhofs begann, gab es dort den Hesperidengarten der Nürnberger Patrizierfamilie Volckamer. Der Garten der Hesperiden, das war der – vom alten Griechenland aus gesehen fern im Westen gelegene – Ort, wo die Töchter der Nacht mit dem Drachen Ladon die goldenen Äpfel hüteten, die Gäa, die Göttin der Erde, für Hera bei ihrer Vermählung mit Zeus als Brautgeschenk hatte wachsen lassen.

Wir haben ein fränkisches Rom. Sie alle wissen, daß damit die Sieben-Hügel-Stadt Bamberg gemeint ist, und wir haben ein fränkisches Jerusalem, das ist Rothenburg ob der Tauber.

Begrenzt wird Franken auf zwei Seiten von Sibirien. Im Westen ist es das Bauland, badisch Sibirien. Mathematisch-geographisch ist das natürlich nicht korrekt, aber es gibt noch eine andere Realität als die mathematische, nämlich die in den Köpfen der Menschen, die *mental map*, die innere Landkarte, die jeder von uns in sich gespeichert hat. So wie es gefühlte Temperaturen gibt, so gibt es auch gefühlte Regionen. Im Nordosten ist die an Franken angrenzende Region das bayerische Vogtland, bayerisch Sibirien. Hier stimmt die Himmelsrichtung.

Für die Bewohner jeder Region ist das eigene Umfeld der Mittelpunkt, das Zentrum. Manchmal ist es Bewohnern einer bestimmten Region sogar gelungen, die anderer Regionen davon zu überzeugen, ihre zentrale Rolle anzuerkennen. Hier und da hält sich zäh der Verdacht, als Region marginalisiert zu sein.

In Franken ist die Vorstellung, Mittelpunkt zu sein, eine sehr alte. Im Mittelalter bezeichnete ein besonders hervorgehobener Punkt nahe dem Bamberger Dom den „Nabel der Welt“. Heute (d. h. 2004) finden Sie dort nur mehr einen schlichten Nagel im Pflaster vor. In der frühen Neuzeit sah sich Nürnberg als „quasi centrum Europae“.

Zwischendurch war der Mittelpunkt mal etwas nach Osten gerückt, nach Böhmen und Prag. Noch im 19. Jahrhundert wurde ein fränkisches Gebirge, das Fichtelgebirge mit seinen vier in alle Himmelsrichtungen sich ergießenden Quellflüssen, in einem Lehrbuch der Geographie (Th. Schacht) – bewußt und begründet – als Ausgangspunkt der Landesbeschreibung Mittel-Europas gewählt.

Im Revolutionsjahr 1848 wurde eine Schrift gedruckt, die eine Zukunftsvision für Deutschland vorstellte. Unter Berufung auf eine alte Weissagung aus dem Kloster Lehnin – es liegt südwestlich von Potsdam – sollte durch die Einteilung Deutschlands in zwölf Herzogtümer ein mächtiges Reich unter der Führung Preußens geschaffen werden. Franken sollte wegen seiner zentralen Lage Kronland werden, und als Sitz der Reichsgewalt wurden Nürnberg, Bamberg oder Frankfurt ins Spiel gebracht. Sie wissen, was wirklich passiert: Franken wurde zum Durchgangsland zwischen den aufstrebenden Metropolen Berlin und München.

Die Geographie lebt davon, daß es Unterschiede gibt und daß die einzelnen Teile der Erde unterschiedlich wahrgenommen werden. Im Fachjargon wird von räumlichen Disparitäten gesprochen. Sie werden ermittelt mit Hilfe von meßbaren

Indikatoren. Je nach Standort dient das Ergebnis zur Bestätigung der eigenen Überlegenheit oder zur wissenschaftlichen Untermauerung des Benachteiligtseins. Anders als mit Hilfe meßbarer Indikatoren geht es nicht, aber genau da liegt ein Problem: Es gibt eine Realität jenseits der meßbaren. Vielleicht sollte ich an dem Punkt noch einmal auf Alexander von Humboldt zurückkommen. Ein Wissenschaftler aus Peru hat in unseren Tagen festgestellt, ein genauer Blick auf die von Humboldt bereisten Teile Amerikas zeige, daß er überall tiefe und dauerhafte Spuren hinterlassen habe. „Der Reisende respektierte stets die Identität und kulturelle Eigenständigkeit der jeweiligen Urbevölkerung und stellte Untersuchungen über deren Ursprünge, Sitten sowie deren geistige und geistliche Werte an.“ Ein Fach, das sich auf Gelehrte wie Humboldt berufen kann und das zu seinen Traditionen steht, wird gerade in Zeiten der forcierten Globalisierung eine Zukunft haben. Daß die Globalisierung die Geographie überflüssig machen könnte, glaube ich nicht. Der Platz, an dem sich das Fach befindet, ist reich gedeckt, reich gedeckt mit Aufgaben. Auch wenn es nach den Maßgaben der gegenwärtigen Wissenschaftspolitik – im übertragenen Sinn – ein Platz am Katzentisch ist, werden sich Geographen finden, die die Aufgaben anpacken. Die Geographie ist eine wunderbare Wissenschaft, und sie wird es bleiben.

### **Bibliographische Hinweise**

Die Nennung der Titel folgt ihrer Verwendung im Text: Thomas ANZ, *Buhmann der Nation? Eine kleine Verteidigung der Germanistik*, FAZ 30.09.2004, Nr. 228, S. 35; *Leipziger Studenten Geographie* zit. n. Klaus METSCHER/Walter FELLMANN, Lipsia und Merkur. Leipzig und seine Messen, Leipzig 1990, S. 150; Élisée RECLUS, *Nouvelle géographie universelle. La terre et les hommes*. 19 Bde, Paris 1876–1894. Zu diesem Werk siehe J. WIMMER, *Historische Landschaftskunde*, Innsbruck 1885, S. 308ff. Wimmer urteilte: „Auf dem Gebiete der Universalgeographie haben wir in Deutschland dem Werke des französischen Geographen nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen weder in bezug auf eine künstlerische und ausführliche Beschreibung der Erdoberfläche überhaupt, noch hinsichtlich der Aufnahme eines reichen geographisch-historischen Stoffes.“ (S. 309f.); Christian FIEDLER, Bamberg. Die wahre Hauptstadt des Bieres, Bamberg 2004; Karl STRITZKE, Zur Gründung der ersten geographischen Gesellschaft der Welt in Nürnberg vor 200 Jahren, in: *Mitteilungen und Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft Nürnberg* 7, 1940, S. 5–16; Anton DÜRRWAECHTER, *Wege und Ziele des Historischen Vereins Bamberg. Eine Jubiläumsfestrede*, Bamberg 1907; Lothar DÖRING, *Wesen und Aufgaben der Geographie bei Alexander von Humboldt*, hrsg. v. Walter Behrmann, Frankfurt am

Main 1931 (= Frankfurter Geographische Hefte 5. Jg. 1931, H. 1); Hochschul-Geographie: Bis zum Jahr 1887 bestanden in Süddeutschland nur zwei geographische Professuren, nämlich eine an der Technischen Hochschule in München und eine an der Universität Straßburg im damals deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen. Siehe dazu die Karte: „Standorte der geographischen Institute an Universitäten und vergleichbaren Einrichtungen in Deutschland und angrenzenden Ländern.“ In: Robert GEIPEL (Hrsg.), Peter Hagggett. Geographie. Eine globale Synthese. 3. Aufl., Stuttgart 2004, Abb. 24.6; SPIEGEL-Titelblatt: Collage aus Gemälden von Eduard Ender, A. v. H. und Aimé Bonpland im Urwald, 1856, und Friedrich Georg Weitsch, Humboldt und Bonpland in der Ebene von Tapia am Fuße des Chimborazo, 1810. Anlaß für diese Ausgabe des SPIEGEL war das Erscheinen folgender Buch-Editionen: Alexander von HUMBOLDT: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, ediert von Ottmar Ette/Oliver Lubrich, Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2004, 960 S.; Ansichten der Kordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas. Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer, Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2004, 450 S.; Ansichten der Natur, Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2004, 512 S.; siehe dazu auch Petra WERNER, Himmel und Erde. Alexander von Humboldt und sein Kosmos, Berlin: Akademie Verlag 2004, 350 S.; Wilhelm Heinrich RIEHL, Land und Leute, 5. Aufl., Stuttgart 1861; Geographie als Sozialwissenschaft. Beiträge zu ausgewählten Problemen kulturgeographischer Forschung. Wolfgang Kuls zum 65. Geburtstag, hrsg. von F.-J. KEMPER/H.-D. LAUX/G. THIEME. Bonn 1985 (= Colloquium Geographicum 18); Wilfried KRINGS, Sozialgeographie, in: Soziolinguistik/Sociolinguistics. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft/An International Handbook of the Science of Language and Society, hrsg. v. U. Ammon/N. Dittmar/K.J. Mattheier/P. Trudgill, 2. Aufl., 2. Teilbd., Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2005, Art. 94, S. 910–916; 20 Jahre Historische Geographie in Bamberg. Festakt zum Jubiläum am 13. Juli 2001, Bamberg 2001 (= Bamberger Universitätsreden. Schriftenreihe der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, H. 7); Hans MAIER, Vorwort zu: Deutsche UNESCO-Kommission: Historische Städte – Städte für morgen, 3. Aufl., Köln 1975; Aufruf zur Rettung der Altstadt Bambergs: Walter STEIGNER, Präsident der Deutschen UNESCO-Kommission, in: Deutsche UNESCO-Kommission 1975, wie oben; H[ermann] A[lbert] DANIEL (Hrsg.), Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Carl Ritter, Berlin 1863; Hermann MAUÉ (Hrsg.), Quasi centrum Europae. Europa kauft in Nürnberg 1400–1800. Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, 20. Juni bis 6. Oktober 2002, Nürnberg 2002; Theodor SCHACHT, Lehrbuch der Geographie, Mainz 1871; Gottfried EISENSCHMIDT, Das Reich der Zukunft oder Deutschland und seine Volks-Herzogthümer. Nach der Handschrift des Antheppolytus zum ersten Male an's Licht gestellt, Berlin 1848. Text verfügbar im Internet: <http://1848.stub.uni-frankfurt.de>; Lehniner Weissagung: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Sechste Aufl. 12. Bd., Leipzig/Wien 1905, S. 334f.; Teodoro HAMPE MARTÍNEZ, »Alle sind gleichmässig zur Freiheit bestimmt« Humboldt und die Politik, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.), Alexander von Humboldt. Netzwerke des Wissens, Bonn/München/Berlin 1999.

## Über den Autor

Wilfried Krings (\*1941), Studium der Geographie, Romanistik und Kunstgeschichte in Bonn und Lyon, Dr. phil. Bonn 1971 (Die Kleinstädte am mittleren Niederrhein. Untersuchung ihrer Rolle in der Entwicklung des Siedlungsnetzes seit der frühindustriellen Zeit, Arbeiten zur Rheinischen Landeskunde 33, Bonn 1972), Habilitation Bonn 1979 (Innenstädte in Belgien. Gestalt, Veränderung, Erhaltung 1860–1978, Bonner geographische Abhandlungen 68, Bonn 1984), 1981–2006 Professur für Historische Geographie an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, WS 1994/95–SS 1996 Prorektor, seit 2006 Erster Vorsitzender des Historischen Vereins Bamberg. Arbeitsgebiete: Historische Stadtgeographie, Geschichte der Stadt-, Siedlungs- und Landesplanung, Städtisches Wohnen, städtische Frei- und Grünareale, Wirtschaftsgeographie, Industriearchäologie, Geschichte der Kartographie und der bildhaften Darstellung von Städten

### *Bibliographische Angaben für diesen Aufsatz:*

Wilfried KRINGS, Der gedeckte Platz am Katzentisch. Ansichten über die Geographie, in: Geisteswissenschaften im Profil. Reden zum Dies Academicus, hrsg. v. Godehard Ruppert (Schriften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 1), Bamberg 2008, S. 85–97.